

Paed. Th. 6609

Pädagogisches Magazin.

Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften.

Herausgegeben von
Friedrich Mann.

117. Heft.

Chr. Fr. D. Schubart als Schulmann.

Von

H. Grosse
in Halle a/S.



Langensalza,
Verlag von Hermann Beyer & Söhne,
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler,
1899.

Preis I M 30 Pf.

Pädagogisches Magazin.

Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften.

Herausgegeben von

Friedrich Mann.

Heft

1. Keferstein, Dr. H., Betrachtungen über Lehrerbildung. 2. Aufl. Preis 75 Pf.
2. Maennel, Dr. B., Über pädagogische Diskussionen und die Bedingungen unter denen sie nützen können. 2. Aufl. 45 Pf.
3. Wohlrabe, Dr. W., Fr. Mykonius, der Reformator Thüringens. 25 Pf.
4. Tews, Joh., Moderne Mädchen-erziehung. Ein Vortrag. 2. Aufl. 30 Pf.
5. Ufer, Christian, Das Wesen des Schwachsinn. 2. Aufl. 25 Pf.
6. Wohlrabe, Dr. W., Otto Frick. Gedächtnisrede, gehalten im Halle-schen Lehrer-Vereine. 40 Pf.
7. Holtsch, H., Comenius, d. Apostel des Friedens. 30 Pf.
8. Sallwürk, Dr. E. von, Baum-garten gegen Diesterweg. 25 Pf.
9. Tews, Joh., Sozialdemokratische Pädagogik. 2. Aufl. 30 Pf.
10. Flügel, O., Über die Phantasie. Ein Vortrag. 2. Aufl. 30 Pf.
11. Janke, O., Die Beleuchtung der Schulzimmer. 25 Pf.
12. Schullerus, Dr. Adolf, Die Deut-sche Mythologie in der Erziehungs-schule. 20 Pf.
13. Keferstein, Dr. Horst, Eine Herderstudie mit besond. Beziehung auf Herder als Pädagog. 40 Pf.
14. Wittstock, Dr. Alb., Die Über-füllung der gelehrten Berufszweige. 50 Pf.
15. Hunziker, Prof. O., Comenius und Pestalozzi. Festrede. 40 Pf.
16. Sallwürk, Dr. E. von, Das Recht der Volksschulaufsicht. Nach den Verhandlungen der württemberg. Kammer im Mai 1891. 25 Pf.
17. Rossbach, Dr. F., Historische Richtigkeit und Volkstümlichkeit im Geschichtsunterrichte. 40 Pf.

Heft

18. Wohlrabe, Rektor Dr., Lehrplan der sechstufigen Volksschule zu Halle a. S. für den Unterricht in Geschichte, Geographie, Naturlehre, Raumlehre, Deutsch. 40 Pf.
19. Rother, H., Die Bedeutung des Unbewußten im menschl. Seelen-leben. 30 Pf.
20. Gehmlich, Dr. Ernst, Beiträge zur Geschichte des Unterrichts und der Zucht in den städtischen Lateinschulen des 16. Jahrhunderts. 50 Pf.
21. Hollkamm, F., Erziehender Unter-richt und Massenunterricht 60 Pf.
22. Janke, Otto, Körperhaltung und Schriftrichtung. 40 Pf.
23. Lange, Dr. Karl, Die zweck-mäßige Gestaltung der öffentlichen Schulprüfungen. 30 Pf.
24. Gleichmann, Prof. A., Über den bloß darstellenden Unterricht Her-barts. Eine Studie. 60 Pf.
25. Lomberg, A. GroÙe oder kleine Schulsysteme? 45 Pf.
26. Bergemann, Dr. P., Wie wird die Heimatskunde ihrer soz.-ethischen Aufgabe gerecht? 40 Pf.
27. Kirchberg, Th., Die Etymologie u. ihre Bedeutung für Schule und Lehrer. 40 Pf.
28. Honke, Julius, Zur Pflege volks-tümlicher Bildung und Gesittung. 50 Pf.
29. Reukauf, Dr. A., Abnorme Kinder und ihre Pflege. 25 Pf.
30. Foltz, O., Einige Bemerkungen über Ästhetik und ihr Verhältnis zur Pädagogik. 80 Pf.
31. Tews, J., Elternabende. (Pädagog. Abende, Schulabende.) 25 Pf.
32. Rude, Adolf, Die bedeutendsten Evangelischen Schulordnungen des 16. Jahrhunderts nach ihrem päd-a-gogischen Gehalte. 75 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Chr. Fr. D. Schubart

als Schulmann.

Von

H. Grosse
in Halle a/S.

Pädagogisches Magazin, Heft 117.



Langensalza,
Verlag von Hermann Beyer & Söhne,
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler.
1899.

CHR. FR. D. SCHUBERT

als Schulmann.

H. Grosse

in Halle a/S.

Verlag des Verlags H. Grosse

Verlag des Verlags H. Grosse

Verlag des Verlags H. Grosse

Verlag des Verlags H. Grosse

Verlag des Verlags H. Grosse

Unter den geistigen Erzeugnissen *Schubarts* ist es nur eine verhältnismäßig kleine Zahl seiner Gedichte, welche, gleichanziehend durch Form und Inhalt, vorzugsweise um ihres poetischen Wertes willen die Beachtung der Nachwelt verdient.¹⁾ Die meisten seiner litterarischen Schöpfungen interessieren uns entweder wegen der Beziehung, in welcher sie zu den Lebensschicksalen des Verfassers stehen,²⁾ oder insofern sie für das Zeitalter, welchem derselbe angehörte, charakteristisch sind. Vor allem in letzterer Hinsicht vermag eine eingehendere Beschäftigung mit diesem Dichter uns überaus reiche Belehrung darzubieten. *Schubart* ist einer der bedeutendsten Repräsentanten der Sturm- und Drangperiode; er veranschaulicht alle Mängel und Vorzüge derselben um

¹⁾ U. a. das einst viel gesungene Abschiedslied der von Herzog Karl Eugen von Württemberg an die Holländer verkauften Soldaten oder das »Kaplied« (es wird leben, solange deutsche Kolonisten nach fernen Weltteilen ziehen); »Hymnus auf Friedrich d. Großen« (schwungvoll und echt patriotisch); die rauschende Rhapsodie »Der ewige Jude«; die berühmte »Fürstengruft«, diese weltbekannte Strafpredigt gegen die Tyrannen, von *Vilmar* allerdings ein »Phrasengewebe« genannt (Litteraturgeschichte, 19. Aufl., 1879, S. 444); »der Gefangene«; »die Linde«; »die Aussicht«; »der reisende Schneider«; »Schwäbisches Bauernlied«; »der Bauer im Winter«.

²⁾ *Schubarts* Lebensgeschichte wird länger bedeutend bleiben als seine schon jetzt (?) fast völlig vergessenen Poesieen. (Ebendasselbst S. 444.)

so vollkommener, weil er sie nicht nur in litterarischer, sondern auch in sozialer und politischer Beziehung, in Versen und Prosa, als Schulmeister und als Journalist, in seinem Verkehr mit den unteren Volksklassen nicht weniger, als in seinem Verhältnis zu den Machthabern des damaligen Deutschlands bekundet und auch in vorgerücktem Lebensalter die Eigentümlichkeiten dieser Entwicklungsstufe des deutschen Geisteslebens nicht gänzlich überwunden hat.«¹⁾ *Schubart* gehört der Werdezeit unserer Nationallitteratur an; er war einer aus jenem »Titanengeschlechte (!), dessen maßloser Ungestüm, ihm selbst verderblich und ohne bleibende Frucht (?) für das allgemeine, der milden Herrschaft der Weimarischen Olympier voranging.«²⁾ Zu beachten bleibt dabei allerdings, »dafs *Schubart* die Ähnlichkeit mit *Klopstock* nie verleugnet und daher immer eine gewisse mittlere Stellung zwischen den Hainbündlern und Kraftgenies eingenommen hat.«³⁾

¹⁾ *Adolf Wohlwill*: Beiträge zur Kenntnis *Chr. F. D. Schubarts* im Archiv für Litteraturgeschichte von *Schnorr v. Carolsfeld*, VI, 1877, S. 343 ff. — ein belehrender, geistreicher, unparteiischer Aufsatz.

²⁾ *David Friedrich Straufs*, *Chr. Fr. D. Schubarts* Leben in seinen Briefen, 1849, (2 Bde.) I, Vorwort IV, ein z. Z. epochemachendes Werk.

³⁾ *Gustav Hauff*, *Chr. Fr. Dan. Schubart* in seinem Leben und seinem Wirken (Stuttgart, Kohlhammer, 1885), S. 282. — Es ist die erste vollständige und kritische, wenn auch nicht abschließende Arbeit über *Schubart* und zugleich ein wertvoller Beitrag zur genaueren Kenntnis der Sturm- und Drangperiode; mit einer Menge verkehrter und irrtümlicher Ansichten über *Schubarts* Leben, Charakter und Wirken wird hier aufgeräumt. *Schubarts* Lebensbeschreibung mit der Fortsetzung von seinem Sohne und die Briefe sind in der Darstellung vereinigt worden. Wir erhalten ein Bild des ganzen Mannes nach seinen Licht- und Schattenseiten. Leider ist das verdienstliche Werk nicht gut lesbar, da es eigentlich nur »kritische Studien« bietet. Vgl. *A. Wohlwill* in *Schnorrs* Archiv, XV. Bd. (1887), S. 21 ff., Archiv für Studium der neueren Sprachen und Litteratur, Bd. 83 (1889), S. 369 ff. und Besondere Beilage zum Staats-Anzeiger für Württemberg, 1885 und 1888.

Es kann jedoch nicht unsere Aufgabe sein, diese Seite der *Schubartschen* Eigentümlichkeit näher zu beleuchten, uns interessiert hier nur des Dichters Lehrthätigkeit.

Bemerkenswert ist es, daß viele der Männer des vorigen Jahrhunderts, deren Namen wir mit Stolz und dankbarer Bewunderung nennen, daß die Koryphäen auf den Gebieten der Poesie, der Kunst und Wissenschaft die Leiden und Freuden der Schulmeisterei, besonders des Hauslehrertums, selbst genossen haben.¹⁾ Von den Philosophen wirkten bekanntlich *Kant*, *Hamann*, *Fichte*, *Hegel* und *Herbart* als Hauslehrer. Aus der Reihe der Dichter ersten bis dritten Ranges nennen wir *E. M. Arndt*, *Boye*, *Gellert*, *Gleim*, *Gottsched*, *Hebel*, *Wilh. Heinse*, *Hippel*, *Hölderlin*, *Hölty*, *Kosegarten*, *Klopstock*, *Jean Paul*, *Ramler*, *A. Wilh. v. Schlegel*, *Jung Stilling*, *Tiedge*, *Voss*, *Wieland*, *Zschokke*. Auch unser *Chr. Fr. D. Schubart* hat — wenn auch nur kurze Zeit — in Königsbronn eine Informatorstelle bekleidet; später war er sechs lange Jahre hindurch Präzeptor in Geislingen. Auch kam das Lehren in allen Perioden seines Lebens immer wieder an ihn; sein Unterricht wurde gesucht — zunächst zwar in seinem Virtuosenfache, der Musik, in den schönen Wissenschaften überhaupt — doch hat er auch über Geschichte in Ludwigsburg Vorträge gehalten, und auf dem Asperg die Kinder seiner Kommandanten unterwiesen, zum Teil für die Akademie vorbereitet. Es waren dies schon mehr vorgeschrittene Schüler, denen er mitunter Gegenstände und Gedanken mitteilen konnte, die ihn selbst interessierten; »in Geislingen hatte er es mit den ersten Anfangsgründen — der alten Sprachen und der deutschen Rechtschreibung, der Geschichte und Geographie — zu thun, deren ewiges Wiederkäuen ihn anekelte.«²⁾ Der geniale Stürmer und Dränger war ein Original von einem Schulmeister, der sich »niemals in Schulmeistergrenzen einzuschränken« ge-

¹⁾ *Stephan*, Die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrhunderts (1891), S. 74.

²⁾ *Straußs* a. a. O. Bd. I, S. 40.

dachte.¹⁾ *Schuberts* brausender Geist ertrug es nicht, einer vorgezeichneten Bildungs- und Lebensbahn genau zu folgen. »Der Dichter, der Theologe, der Pädagog, der Politiker kreuzten sich blitzartig in ihm; er war für all' diese Gebiete der Mann von treffendem Kopf und Herzen; all' diese Gebiete genierten einander aber auch in seiner Natur; es fehlte ihm, um zur klassischen Reinigung durchzudringen, die Ruhe, die Bestimmtheit, die Richtung auf ein einheitliches Ziel.«²⁾

Die Geislinger Lebensperiode des Dichters ist es, die wir eingehend zu betrachten haben, wenn wir den Schulmann *Schubart* kennen lernen wollen.

1.

Geislingen »an der Steig«, heute eine aufblühende württembergische Oberamts- und Industriestadt mit 5000 Einwohnern, liegt in einer der schönsten Landschaften der schwäbischen Alb; prächtige Berge umschließen das etwas hochgelegene Städtchen, das von der breiten, uralten Heerstraße durchzogen ist. Das Innere des Städtchens verleugnet den kleinlichen Charakter früherer dorfähnlicher Verhältnisse nicht.³⁾ Vor 135 Jahren war Geislingen ein unbedeutender, seit Jahrhunderten sich gleich gebliebener Ort mit 1500 Einwohnern, umschlossen von einem festen Mauerring mit Türmen und Wassergräben. Es gehörte damals, seit dem Niedergang der Grafschaft Helfenstein, zu dem verhältnismäßig sehr bedeutenden Gebiet der

¹⁾ Brief an den Geislinger Diakonus *Abelen* bei *Wohlwill* a. a. O. S. 346.

²⁾ *Schubarts* volkstümliche Bedeutung. Ein Vortrag von *J. G. Fischer* in der Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, 1882, Nr. 16 u. 17 (4. u. 11. August 1882), S. 248. Vgl. *Theob. Ziegler*, Studien und Studienköpfe aus der neueren und neuesten Litteraturgeschichte, Schaffhausen 1877, S. 43 ff.

³⁾ Verfasser dieses hat bei Gelegenheit einer seiner Schweizerreisen die Schubartstätten selbst besucht.

Reichsstadt Ulm. Die Einwohner waren zum größten Teil Kleinhandwerker.¹⁾

Im Herbst 1763 stand für Geislingen ein seltenes Ereignis bevor, die Anstellung eines neuen Lehrers. Selten war das Ereignis deswegen, weil es für die ganze Jugend nur zwei Lehrer gab: den Schulmeister für die Knaben und den Kantor für die Mädchen,²⁾ von diesen aber der erstere, *Wilhelm Georg Röbelen*, schon volle 50, der Kantor, des Schulmeisters »eheleiblicher« Sohn, immerhin 7 Jahre im Dienste der Gemeinde stand.³⁾ Während zu des Kantors Verpflichtungen namentlich der Musikunterricht (auch der instrumentale) gehörte, der zu jener Zeit in den Volksschulen mehr berücksichtigt wurde als heutzutage, war der Schulmeister noch mit »der Haltung der lateinischen Schul« beauftragt, welche daselbst 1750 in widerruflicher Weise eingerichtet worden war.⁴⁾ Schon lange reichten des alten *Röbelen* Kräfte für die schwere Aufgabe, eine Schaar von 100—150 Knaben zu

¹⁾ *Eugen Nägele*: Aus *Schubarts* Leben und Wirken. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1888. S. 2. — Dieses Werk giebt über eine in *Schubarts* Leben nicht genügend bekannte Zeit, seinen Aufenthalt in Geislingen, ein vollständiges und richtiges Bild; es ist eine wertvolle Ergänzung zu den bisherigen Darstellungen. Verfasser hat mit großem Fleiß das Material gesammelt. Die hier veröffentlichten Erstlingswerke und Schuldiktate sind zugleich nebst den Briefen das beste Mittel, den merkwürdigen Mann kennen zu lernen, soweit dies bei einem *Schubart*, dessen Bedeutung mehr dem Leben angehörte, aus schriftlichen Denkmälern überhaupt möglich ist. — *Sauer* in *Kürschners* Deutsch. Nationallitteratur Bd. 81, Stürmer und Dränger, III, 289 ff. schreibt »Geistlingen«, welche Schreibung jetzt aufgegeben ist. — *A. Klemm*: Beiträge zur Geschichte von Geislingen in den Württemb. Vierteljahrsheften für Landeskunde, Jahrg. VII (1884), Stuttgart, Kohlhammer, 1885, S. 18 ff. — Vgl. das *Meriansche* Bild von Geislingen.

²⁾ *Klemm* in den Württ. Vierteljahrsheften 1884, S. 254.

³⁾ *Nägele* a. a. O. S. 3.

⁴⁾ Ein früher bestehender Lateinunterricht, damals dem Kantor übertragen, hatte aufgehört (Neue Blätter aus Süddeutschland für Erz. u. Unterr. 1859, S. 61).

unterrichten und zu erziehen, nicht mehr aus; darum hatte er schon 1759 »bei nunmehr hochansteigendem Alter und denen dasselbe begleitenden Beschwerlichkeiten« um die Erlaubnis gebeten, sich auf eigene Kosten einen Lehrgehilfen oder Adjunktum einzuthun und zwar »den lobwürdigen Studiosum Strauben«, einen Geislinger, »welcher eine von seinen annoch ledigen zwei Jungfer Töchter zu heyrathen wirklich versprochen«; dieser Adjunkt war ihm auch beigegeben worden, aber nach wenigen Jahren, eben im Herbst 1763 gestorben. Nun nahm der Magistrat die Angelegenheit selbst in die Hand; aber statt einen neuen Schulmeister zu bestellen und den alten zu pensionieren, was damals eben noch nicht Brauch war, griff man zum gleichen Mittel, das der Schulmeister zuvor privatim gewählt, und machte sich daran, einen Adjunkten zu suchen, dessen Gehalt größtenteils der bis zu seinem Absterben in Amt und Einkommen verbleibende Schulmeister zu bestreiten hatte. Das Gehalt eines solchen Adjunkten betrug an und für sich kaum mehr als 100 fl., wogegen der Schulmeister sich immerhin auf 400 fl. und der Kantor auf 300 fl. stellte. Aber der Neuanzustellende hatte sichere Aussicht, nach des Schulmeisters Absterben dessen Amt und Einkünfte voll und ganz zu erhalten, und so war die Stelle nicht so übel.

In dem von Geislingen etwa 5 Meilen entfernten schwäbischen Städtchen Aalen lebte damals der etwa 24 Jahre alte Kandidat der Theologie *Christian Schubart*, der Sohn des dortigen Helfers (in Schwaben Diakonus). *Christian Friedrich Daniel Schubart* wurde am 24. März 1739 in Obersontheim, einem ehemaligen Residenzort der Grafschaft Limburg, im heutigen Württemberg, geboren. Die Angaben über den Geburtstag schwanken: *Schubart* selbst nennt in seiner Selbstbiographie den 26. März 1739, im Geburtsregister ist der 24. März angegeben, was ohne Zweifel das richtige ist.¹⁾ Der Vater, »gleich geschickt

¹⁾ *Wohlwill*, Schubartiana im Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen u. Litteratur, Bd. 87 (1891), S. 1—12. — *König*,

für die Orgel, den Sang, den Schulkatheder und die Kanzel,¹⁾ war »ein origineller, gewaltiger, sehr begabter, aber leidenschaftlicher Mann«, die Mutter »eine stille, einfache, weiche Natur voll Herzensgüte und emsiger Sorgsamkeit«. In jungen Jahren zeigte *Christian Schubart* wenig Talent, im 7. Jahre konnte er weder lesen noch schreiben. »Plötzlich sprang die Rinde,« und es zeigten sich außergewöhnliche Talente; in kurzer Zeit holte er nicht nur seine Mitschüler ein, sondern übertraf sie auch alle. In Aalen verlebte er seine Jugendzeit bis zum Abgang auf fremde Schulen, 1753. Was einen Hauptpunkt, die religiöse Entwicklung des Knaben betrifft, so nennt *Schubart* neben den täglichen »religiösen Ermahnungen seines Vaters, der ein eifriger Jesusjünger war, den Unterricht des damaligen Stadtpfarrers *Koch*, eines christlich gesinnten Mannes, dem es auch gelang, ihm die ersten Empfindungen für die Religion einzuflößen, die nachher niemals ganz erloschen.«²⁾ *Klopstocks* Messias konnte diese Empfindungen nur verstärken. Um so auffallender ist, daß *Schubart* auf einem Gebiet, wo das Beispiel und die Lehre der Mutter so einflußreich sind, seiner Mutter mit keinem Worte gedenkt. Sein Christentum war ein Christentum des Gefühls; die Reinigung und Kräftigung des Willens, des Charakters kam dabei zu kurz. Überhaupt hielt mit seinem Gefühls- und Empfindungsleben die Ausbildung des Charakters nicht gleichen Schritt; es war dies psychologisch unmöglich. Wer immerfort von seinen Gefühlen beherrscht wird, ist nicht Herr über seine

Deutsch. Litteraturgeschichte (14. Aufl.), giebt fälschlich den 22. Nov. 1743 als Geburtstag an.

¹⁾ *Schubarts* Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt, I. Teil (Stuttgart, Gebr. Mäntler, 1791), S. 3.

²⁾ »Es darf nicht übersehen werden, daß der erste Lehrer *Schubarts*, der Präzeptor *Rieder* in Aalen, in mehreren Schriften getadelt wird; Ausschweifungen der Wollust sollen ihn an den Bettelstab gebracht haben.« (*Solger* a. a. O. S. 9.) Vgl. *Schubarts* Leben und Gesinnungen etc., I, S. 12.

Entschlüsse und Handlungen; die ruhige Überlegung, die ihn von Anfang an leiten sollte, stellte sich in der Regel erst ein, wenn der Schaden geschehen und die unbesonnene That vollbracht war. Dann bemächtigte sich des einseitigen Gefühlsmenschen peinliche Reue. Dies zeigt sich in *Schubarts* ganzem Leben, und mit Recht nennt ihn daher *Straufs* den »Helden des moralischen Katzenjammers.« — 1753 kam *Schubart* nach Nördlingen in das dortige Lyzeum, wo Rektor *Thilo* auf ihn bedeutenden Einfluß übte.¹⁾ Vom Unterricht in der Religion beklagt er, daß derselbe so kalt gewesen sei. *Schubart* sagt: »Mich und meine Mitschüler wandelte Ekel an, so oft wir eine tote Antwort auf eine lebendige Frage aus *Hutters* Kompendium geben mußten.«²⁾ Aber nicht ein Mangel im Religionsunterricht lag vor; was *Schubart* fehlt, war Erziehung und Selbstzucht. Selbstzucht hat er sein Lebtage nicht zu üben vermocht; Erziehung aber ging ihm gerade in Nördlingen ab. Nicht uninteressant ist das Zeugnis des Rektors *Thilo* über den 16jährigen *Schubart* (*Straufs*, Nachlese). In Nördlingen trat dieser zuerst mit einem Gedicht auf. Dem dreijährigen Aufenthalte in Nördlingen folgte ein zweijähriger, 1756—58, zu Nürnberg, wo *Schubart* die Schule zum heil. Geist besuchte. Hier durchlebte er die seligsten Tage seines Lebens. Nachdem *Schubart* noch (1758) einige Zeit beim Pfarrer *Schülen* in Lauterburg zugebracht hatte, einem in den Naturwissenschaften bewanderten Manne, bezog er die Universität. Er sollte nach Jena, blieb aber unterwegs in Erlangen hängen; die Stürme des siebenjährigen Krieges versperrten ihm den Weg. »Hängenbleiben und Mitmachen war zeit-lebens seine schwache Seite.«³⁾ Den Zweck seines aka-

¹⁾ »Damals war der enzyklopädische Geist — sagt *Schubart* a. a. O. S. 20 —, der heutigen Tages so viel oberflächliche Vielwisse-zeugt, noch nicht in die Schulen eingedrungen. Man trieb wenig, doch diß mit Ernst.«

²⁾ Ebendas. a. a. O. S. 24.

³⁾ *Straufs* a. a. O. I, 47.

demischen Studiums erreichte er beinahe gar nicht. Anfangs studierte er Philosophie und Theologie in allen ihren Teilen.¹⁾ Allein der »trockene Ton, in dem man die Theologie lehrte, schreckte ihn ab.«²⁾ Ohne Ordnung, ohne Klugheit, ohne Fleiß, ohne Sparsamkeit lebte er in den Tag hinein und wurde zuletzt von seinen Gläubigern ins Karzer geworfen. Eine tödliche Krankheit überfiel ihn. Seine Eltern, die die Last der Ausgaben nicht mehr bestreiten konnten, riefen ihn nach Hause. Der Aufenthalt in Erlangen wird etwa 1½ Jahre gedauert haben. Von einer Prüfung, die er beim Abgang zu bestehen gehabt hätte, ist nirgends die Rede; man scheint es damals mit diesem Punkt nicht so genau genommen zu haben. 1760, wahrscheinlich im Frühsommer, kam er »in Aalen an, mit einem brausenden Studentenkopf, einer Seele voll wissenschaftlicher Trümmer und einem beinah ganz verwüsteten Herzen«.³⁾ Es begann in Aalen für den jungen Mann ein mehrjähriges Vakanz- und Bummelleben. Er trieb vorwiegend Musik. Es scheint, daß dieses freie Leben seine Gesundheit wieder kräftigte. Eine Unterbrechung bildete es, als er in Ablösung seines Bruders Joh. Jakob bei dem reichen Ökonomen, Löwenwirt und Eisenwerkspächter Rudolf Bletzinger in Königsbronn eine Hauslehrerstelle übernahm, von wo aus er auch den benachbarten Provisoren Musikunterricht erteilte. Bald überließ er die Stelle, die er wohl schlecht ausgefüllt hat, wieder seinem Bruder und kehrte nach Aalen zurück.⁴⁾

¹⁾ »Die hohe Schule schafft weder den Weisen, noch den genialischen Mann. Beides kann man seyn, ohne jemals eine Universität gesehen zu haben.« (*Schubarts Leben und Gesinnungen* a. a. O. S. 39.)

²⁾ Ebendas. S. 47.

³⁾ Ebendas. S. 56. Vgl. *Hauff* a. a. O. S. 30.

⁴⁾ Ebendas. S. 64; vgl. *Hauff* a. a. O. S. 30. — »Die Didaktik war mir ein ganz fremdes Feld, in das ich mich so gut schickte, als ich konnte. Erst jetzt seh' ich mit der vollkommensten Klarheit ein, daß unter allen Erziehern: er mag so gelehrt seyn, als er will, derjenige der schlimmste ist, der selbst keine Erziehung genossen hat« (*Schubarts Leben und Gesinnungen* etc. S. 66).

Schon 3 $\frac{1}{2}$ Jahre waren es, daß *Schubart* seine Studienzeit beendet oder vielmehr abgebrochen hatte, und nun harrete er im Elternhause der Anstellung. Mehr als eine Anstellung im Schuldienst konnte er für den Anfang kaum erwarten. Zu jener Zeit hatten die Geistlichen in den kleinen Territorien ihre Laufbahn häufig mit einem niederen Schuldienst zu beginnen.¹⁾ Auch *Schubarts* Vater, *Joh. Jakob*, war zuvor in Obersonthem Kantor (und deutscher Schulmeister) und Pfarrvikar und später in Aalen anfangs Präzeptor und Musikdirektor gewesen; und unser *Schubart* selbst hatte schon da und dort »informiert«, d. h. Privatunterricht erteilt. Der Lehrstand lag gewissermaßen in der Familienüberlieferung. Schon der Großvater, *Walter Bartholomäus Schubart*, war in Altdorf bei Nürnberg Kantor an der protestantischen Kirche und Stadtschullehrer gewesen.²⁾ Auch ein jüngerer Bruder unseres *Schubart* Namens *Jakob* hatte den Lehrberuf ergriffen und übte ihn (wie wir gesehen haben) damals im benachbarten Königsbronn als Hausinformer aus. Ferner hatte *Schubart* seit 1761 einen Schulmann zum Schwager, den von ihm hochverehrten *Gottfried Böckh* (geb. 1732), welcher anfangs Konrektor in Wertheim, seit 1762 Rektor in Efslingen war (später in Nördlingen).

Schubart dachte also an einen Schuldienst. Am 10. Februar 1763 schreibt er an *Böckh*: »Mein Bruder Jakob will in dem Stuttgarter Wochenzettel eine Nachricht von einem erledigten Schuldienst oder Provisorstelle gelesen haben — ist etwas daran, so melden Sie es uns,

¹⁾ *Nägele* a. a. O. S. 4.

²⁾ »Er wurde 1721 abgesetzt und starb in Nürnberg ohne Dienst.« Ist hier vielleicht etwas von dem *Goethe* schen Urahn Herrn zu finden, dessen Leidenschaften im Enkel hin und wieder spuken? Vgl. das neue interessante Schriftchen von *Heinrich Solger*: »*Schubart*, der Gefangene auf Hohenasperg. Ein Bild seines Lebens und Wirkens« (Bamberg, Verlag der Handels-Druckerei, 1884), S. 8. — Vgl. *K. Geiger*, Zu *Schubarts* Leben und Schriften in Bes. Beilage d. Staats-Anzeigers f. Württemberg, 1885.

wenn Sie es für gut halten.«¹⁾ Inzwischen vertrieb sich der junge Mann die Zeit mit Musik und Studien, mit Briefschreiben, mit Aushilfe im Kirchendienst und mit Privatunterricht, mit den Unterhaltungen, die ihm das kleinbürgerliche Leben seiner Heimatstadt bot, und mit kleineren Reisen: ein freies, planloses Leben ohne alle Ordnung und Befriedigung, ohne Anstrengung und ohne Frucht. Durch seine Aushilfspredigten und die vorübergehend bekleidete Hauslehrstelle, durch Musikunterricht und durch Gelegenheitsgedichte verdiente sich *Schubart* ein Kärghliches; — sonst aber war er ganz auf die Unterstützung seines Vaters angewiesen. Schon hatte es den Anschein, als sollte ihm auch das vierte Jahr auf diese Weise dahin schwinden. Die Hoffnung, durch den Fürstpropst von Ellwangen, Anton Ignaz, einen Grafen Fugger-Glött, der auch evangelische Stellen zu vergeben hatte, eine Anstellung zu erhalten, hatte ihn getäuscht. Die fortdauernde Aussichtslosigkeit erfüllte *Schubart*, der so gern vom Glück träumte, allmählich mit Ungeduld und Unzufriedenheit. Manche Stunde saß *Schubart* damals in seines väterlichen Hauses oberstem Stockwerke, das er sein Tuskulum nannte, lesend und sinnend, träumend und klagend, dichtend und musizierend; dann blickte er wohl getröstet zum Dachladen hinaus, hoffte aufs neue und — sah sich stets wieder auf dem gleichen Flecke, in Aalen.²⁾

Im September 1763 wurde die Ruhe dieses Tuskulums gewaltig gestört, besonders durch die Nachricht von der Schulstelle in Geislingen. Es lag nicht allein in des Vaters Wünschen, daß sich Christian um diese Stelle bewerbe, dieser selbst wünschte es. *Schubart* mochte hoffen, auf solche Weise am ehesten jenes innere und äußere Glück, von dem er träumte, zu erreichen und durch ein tüchtiges Berufsleben sich von den ihm noch anklebenden Schlacken seines früheren Lebenswandels und dem drückenden Ge-

¹⁾ *Straufs* a. a. O. I, 20.

²⁾ *Nägele* a. a. O. S. 6.

fühl eines Daseins ohne jede Leistung zu befreien. Er wollte sich eine Existenz gründen, und dabei war es ihm lieb, seinen Eltern vom Brot zu kommen. Nicht hastig, sondern prüfend ging er vor, wie eine Reise nach Geislingen und ein Schreiben an den dortigen Diakonus *Abelen*¹⁾ beweist; gleichzeitig verhandelte er mit dem Geislinger Obervogt. Da man bei der vom Gerichte vorgenommenen Wahl *Schubart* sofort seinen drei Mitbewerbern vorzog, so wurde über all dies am 10. Oktober 1763 eine Puktion aufgesetzt, dieselbe *Schubart* zugeschickt und von diesem angenommen. Bald kam er selbst nach Geislingen und wurde am 26. Oktober der mit dem Kirchen- und Schulwesen betrauten Abteilung des Ulmer Rats, dem Pfarrkirchenbaupflegamt, kurz »Hüttenamt« genannt, zur Prüfung vorgestellt und angenommen.²⁾ In seiner Lebensbeschreibung bemerkt er über diesen Vorgang: »Nach ausgestandener Prüfung in Ulm trat ich mein Amt an, voll Widerwillen und mehr als einmal entschlossen, mich in die weite Welt hinein zu werfen und von ihr die Entscheidung meines Glückes zu erwarten. So wenig wußt' ich damals, daß unter allen Geschäften des Lebens kaum eines edler und verdienstvoller ist, als das Geschäft eines würdigen Schulmannes; — die Welt mag ihm einen noch so niedrigen Rang und schlechten Gehalt anweisen. — Fühlt er nur die Würde seines Amtes vor Gott, so ist er geehrt und belohnt genug. Oft hab' ich schon gedacht: ihr guten Schulleute habt schlechten Welt-sold, damit euch Gott im Himmel an seinem großen Lohn nichts abrechnen darf. Aber ich wilder Mensch war damals nicht fähig, eine so ruhige Betrachtung anzustellen.«³⁾

¹⁾ *Wohllwill*, Archiv VI, 346.

²⁾ *Nägele* a. a. O. S. 8.

³⁾ *Schubarts* Leben und Gesinnungen etc. I, S. 84. Vgl. *Fr. Pressel*: *Schubart* in Ulm (Vortrag), 1861. Das Büchlein gehört zum Besten, was über *Schubart* geschrieben ist; des letzteren Wesen und Wirken tritt uns klar und anschaulich entgegen.

2.

An einem der letzten Oktobertage 1763 trat *Schubart* sein Amt in Geislingen an. Seine Schulstube befand sich in dem »alten« Schulhaus bei der Kirche (wahrscheinlich im unteren Stock), welches außerdem noch die Schule des Kantors und die Wohnung des Schulmeisters enthielt und heute an der abgestumpften Ecke gegenüber dem Chor der Kirche ein kraftvolles Reliefbild *Schubarts* aus Bronze mit Umschrift trägt: Christian Friedrich Schubart lehrte von 1763 bis 1769 a. d. Schule.¹⁾

Schubarts Aufgabe war, die Stelle des Knabenschulmeisters in ihrem ganzen Umfang, die eines Musikdirektors für die Stadt- und Kirchenmusik, sowie eines Musiklehrers für die Schuljugend, und endlich den Dienst eines Organisten (diesen wenigstens zur Hälfte) zu versehen. Daraus erklärt sich die hohe Zahl von täglich 9—12 Stunden, die er zu geben hatte. Von diesen waren mehrere auf den Unterricht in den alten Sprachen zu verwenden, worin *Schubart* 14 Schüler antraf, eine des Tags war auch der Musik eingeräumt. Der Stundenplan dürfte sich nicht wesentlich unterscheiden haben von demjenigen, den *Klemm* in den »Neuen Blättern aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht«, 1883, S. 106 mitteilt.

Das Gehalt belief sich neben Hausmietentschädigung und einem nicht unbedeutenden Bezug von Naturalien auf etwas über 200 fl., worin wohl manche Nebeneinnahme (z. B. durch Privatstunden, an denen es nicht gefehlt hat) nicht eingerechnet sind und wozu später u. a. noch Zulagen kommen. Das Einkommen war also verhältnismäßig nicht schlecht, nur war das, was dafür geleistet werden sollte, viel zu viel, und die Art und Weise der Dienstleistung eine höchst unerquickliche. Unerquicklich war,

¹⁾ S. die Abbildung bei *Nägele* a. a. O. S. 21 und 218. »Die Geislinger haben ihren *Schubart* allzeit in Ehren gehalten und sind stolz darauf gewesen, den Dichter und Patrioten zu ihrem Präzeptor gehabt zu haben. Die mittlere Querstrasse der Stadt wurde ihm zu Ehren »Schubartstrasse« genannt.

was *Schubart* bald erfahren sollte, namentlich der sog. Weihnachtsgesang, bei dem die zwei Lehrer mit 42 Schülern 8 Tage lang, vom 25. Dezember bis 1. Januar, beim Schein von Papierlaternen von Haus zu Haus singen und Beiträge einsammeln mußten, um hiervon einige Gulden zu erhalten. Der Ertrag belief sich auf rund 80 fl., hiervon bekam *Schubart* 7 fl. Unerquicklich waren ferner die Verrichtungen, die dem Schulmeister bei Hochzeiten und Leichen zufielen, besonders dann, wenn, wie es bei *Schubart* der Fall war, der Adjunkt höchstens auf ein »Douceur« rechnen durfte, die eigentliche Taxe aber in den Beutel eines anderen floß. Unerquicklich mußte endlich das persönliche Verhältnis nicht nur zum alten, sondern ebenso sehr zum jungen *Röbelen* sein, welcher letzterer sich in seinen Einnahmen verkürzt sah, obwohl er nicht nur eine Entschädigung für den ihm abgenommenen Musikunterricht bekam, sondern auch die Hälfte des Organistendienstes behielt.

Von den verschiedenen Wünschen, die *Schubart* vor seiner Anstellung geäußert, mochte ihm die Titulatur besonders am Herzen liegen, namentlich der Titel eines Präzeptors. Wenn dieser amtlich nur für den Fall in Aussicht genommen wurde, daß der Schulmeister sterbe, so hat *Schubart* selbst den Titel bald unbekümmert und immer fortgeführt, hieß jedoch offiziell stets nur »Schuladjunkt an der deutschen und lateinischen Schule«. Die andere Benennung »Musikdirektor« scheint gleichfalls eine von *Schubart* geforderte Neuerung gewesen zu sein. Der dritte Amtsname »Organist«, der sich nicht ganz mit den Verpflichtungen deckte, wurde von *Schubart* am seltensten gebraucht. Mit Vorliebe unterzeichnete er: »S. S. theol. Cand., p. t. Praec. et Music. Director Geissl.«, ein ausgiebiger Titel, vor dessen Länge und gelegentlicher Verlängerung ihn der Ehrgeiz nicht zurückschrecken liefs.¹⁾

¹⁾ Zwölf Jahre später persifliert *Schubart* eine solche Anstellung durch ein Anschreiben in der »Deutschen Chronik«, 1775, S. 629 (2. Oktober):

Die Erlaubnis zu predigen scheint *Schubart* von der zuständigen Behörde, dem Religionsamt in Ulm, bald nach seinem Eintritt ins Schulamt erhalten zu haben, obgleich die Protokolle von der Erteilung selbst nichts erwähnen. Nur davon reden dieselben (Ende November), daß in Ulm die Rede gehe, *Schubart* habe sich in Aalen schlimm aufgeführt und daß deswegen Bedenken wegen der ferneren Zulässigkeit *Schubarts* zum Predigtamt entstanden seien. Aber der Obervogt, der *Schubart* zu vernehmen hatte, berichtete hierüber so günstig, daß *Schubart* die Erlaubnis behielt. Die ungünstigen Gerüchte über *Schubarts* sittliche Aufführung sind im übrigen wohl nicht ganz grundlos gewesen.

Darüber, welchen Eindruck *Schubart* in Geislingen machte, fehlen uns bestimmte Nachrichten. Ein Tagebuch z. B., das wir aus jener Zeit kennen, das des Geislinger Chirurgen *Joh. Wolfgang Frühholz*, nennt *Schubart* nur einmal, und zwar bei der Wahl seines Amtsnachfolgers.

»Nachricht. Welcher Magister hat Lust Schulmann in — zu werden? — Er muß gut Latein, Griechisch und Hebräisch verstehen; auch etwas Französisch und Italienisch. Im Christenthum, Rechnen, Schreiben, Zeichnen, Historie, Geographie, Feldmessen muß er Meister seyn. Informiren darf er nicht mehr, als Tags 12. Stunden, daneben kann er sich noch mit Privatstunden was verdienen. Da man den Organisten mit ihm ersparen möchte; so wärs gut, wenn er die Orgel spielen, gut geigen, und den Zinken aufm Thurm blasen könnte. Den Geistlichen assistirt er zuweilen im Predigen und Catechisiren. Weil er die Leichen hinaussingen muß, so muß er eine sehr gute Stimme haben. Seine Besoldung besteht aus 100. Gulden an Geld, etwas Naturalien, freye Wohnung, 6 Ellen Krautland, freye Eichelmast und eine Miststätte vor seinem Haus. Den Rang hat er gleich nach dem Burgerstädtmeister, der gegenwärtig ein Gerber ist; außer dem solls den Buben nicht erlaubt seyn, ihn mit Erbsen zu schießen. Es wäre dem Magistrat sehr lieb, wenn der Kandidat ledig wäre. Der Vorfahr im Amt hat eine sehr häusliche und gottesfürchtige Wittwe hinterlassen. Sie ist zwar schon eine Funzgerin; kann aber doch noch lang leben —.«

Auch in anderen Chroniknummern und in mehreren Diktaten äußert sich seine Satire über die Schulmeisters-Existenz (*Nägele* a. a. O. S. 23).

Schubarts Eindrücke von Geislingen sind im 11. Abschnitt des ersten Teils seiner Lebensbeschreibung geschildert.¹⁾

Eine seiner ersten Thaten war seine Verlobung, und zwar mit *Helene Bühler*, der Tochter des Oberzollers. Hätte die Überlieferung recht, so wäre der erste Schritt hierzu schon am ersten Tage seines Dortseins geschehen.²⁾ Daß die Verlobung bereits am 5. November stattgefunden hat, beweist *Schubarts* Verlobungsanzeige an die Eltern mit merkwürdigerweise französischer Adresse.³⁾ Rasch folgte die Trauung, am 10. Januar 1764. Es war ein merkwürdiger Bund — ohne Zweifel hatte *Schubart* »eine überstürzte Heirat« geschlossen (*Pressel*). *Schubart* hebt die zahlreichen trefflichen Eigenschaften seiner Frau in seiner »Lebensbeschreibung« und in Briefen hervor; die Charakteristik, die der Sohn *Ludwig Schubart* (in Lebensbeschreibung III, 6) von derselben giebt, fällt selbstverständlich noch viel günstiger aus. »Es lag in ihr ein gediegener sittlicher Kern, sagt *Straufs*, ein Herz voll Liebe und Treue, auch viel natürlicher Verstand. In der Gallerie deutscher Dichtergattinnen gebührt ihr ein Ehrenplatz.«⁴⁾ Allein *Schubart* war und blieb eine »problematische Natur«; er konnte sein Weib durch ihre Verheiratung nicht glücklich machen. »Es war (urteilt er selbst) die Verbindung des Sturmes mit der Stille, der feurigen Thorheit mit der abgekühlten Vernunft, der Anarchie mit der Ordnung.«⁵⁾ Nur nach und nach lernte sie die Kunst, sich an ihn zu gewöhnen; von Hause aus war sie, wie ihre Eltern, eine stille, bürgerlich recht-

¹⁾ *Schubarts* Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt, I. Teil, Stuttgart, Gebr. Mäntler, 1791, S. 85 ff.; II. Teil, 1793, herausg. v. seinem Sohne *Ludwig Schubart*.

²⁾ *Fr. Pressel*, *Schubart* in Ulm, ein Vortrag (Ulm 1861). Vgl. *Nägele* a. a. O. S. 25.

³⁾ *Straufs*, Nachlese 2. Vgl. *Nägele* a. a. O. S. 26.

⁴⁾ Vgl. auch *J. P. Glöckler*: *Helene Schubart*, eine deutsche Dichterin in »Schwäbische Frauen«, Stuttgart, 1865.

⁵⁾ *Schubarts* Leben und Gesinnungen I, 105.

schaffene, prosaisch geordnete Natur, die ihres Mannes geistige Strebsamkeit, seine geniale Eigentümlichkeit, seine litterarischen Beschäftigungen nur als Exzesse betrachtete, denen sie möglichst vorbauen zu müssen glaubte.«¹⁾ Hat *Schubart* seine Wahl auch nicht von Anfang an als eine Übereilung angesehen, so kam ihm schon im ersten Jahre das Mißliche seiner neuen Lage zum Bewußtsein; und das bestand darin, daß er in allem, was er that, von seinem Schwiegervater und einer ganzen großen Familie beaufsichtigt und gehofmeistert wurde.

Die Wohnung, die das junge Paar bezog, war eine Mietswohnung. Der Eingang in das Haus liegt in der etwas düster und eng von der Hauptstrasse abbiegenden Schloßgasse; besser und freundlicher zeigt es sich von der Rückseite, die nach dem hier an der Hauptstrasse hinführenden »Stadtgraben« geht. Es ist ein Haus, das den Bewohnern durch seine Geräumigkeit und seine Helle wohl behagen konnte. *Schubart* bewohnte im obersten Stock die nach hinten hinausgelegene freundliche Wohnung, aus vier nicht ganz symmetrischen Zimmern bestehend, die einen heiteren Ausblick gewährte.

Über das Jahr 1764 sind wir im Leben *Schubarts* wenig unterrichtet. Die aus dieser Zeit vorhandenen vier Briefe teilen keine Einzelheiten mit, sie sind entweder litterarhistorischen Inhalts (wie z. B. an *Wieland*) oder — Jeremiaden über seinen Zustand im allgemeinen. Eigentümlicherweise klagte *Schubart* bloß das Schicksal an; die Schuld seiner traurigen Lage in sich selbst zu suchen, fiel ihm kaum ein. Gegen Ende dieses Jahres oder am Anfang des nächsten zog *Schubarts* Bruder, *Jakob*, nach Geislingen, um hier als Privatlehrer sein Brot zu verdienen. *Schubarts* Privatverhältnisse gestalteten sich sehr übel. Er machte ungeheure Fehler: er war leidenschaftlich, jähzornig, unvorsichtig und verschwenderisch, gern in heiterer Gesellschaft und oft beim Trunk, voll Spotts gegen seine

¹⁾ *Hauff, Chr. Fr. D. Schubart*, S. 36.

Umgebung, ungeduldig, gleichgiltig, wohl auch grob gegen seine Frau, ungleich und nachlässig im Amt. Aber alle Schuld auf ihn zu werfen, dürfte doch nicht billig sein. Die Prosa des Lebens war zu überraschend über den jungen Mann hereingebrochen: er hatte ein Amt, das ihn bis zum Übermaß mit Geschäft belastete, Schüler, die ihn weniger durch ihren Wissensmangel als durch ihre Pöbelhaftigkeit ärgerten, einen Hausstand ohne genügendes Einkommen, so daß er sich auf die Unterstützung seines Schwiegervaters angewiesen sah, eine Gattin, die ihn noch nicht verstand und ihn durch ihre kalte Vernunft und ihre ewigen Klagen reizte, einen Schwiegervater, der es ihm offenbar spüren liefs, daß er ihn unterstützen müsse,¹⁾ eine Verwandtschaft, die seine Lebensweise so wenig als seine Bestrebungen billigen wollte, eine Bürgerschaft, die sich lange gegen ihn verschlofs, Kollegen, die ihm übel wollten, Vorgesetzte, die ihn nicht zu behandeln verstanden. Was Wunder, wenn ihn seine Amtsüberbürdung, die kleinlichen Anschauungen seiner ganzen Umgebung, seine Vereinsamung, sein Mangel an Geld und sein Mangel an Zeit fast zur Verzweiflung brachten? Er flüchtet sich zu den Wissenschaften, aber es fehlt ihm in seinem »Winkel« an geistiger Nahrung; er fühlt Kraft und Lust zu dichten und zu schaffen, aber sein Amt und die Sorge ums tägliche Brot lassen ihm keine Zeit. Er studiert Bücher durch, aber begeht die Thorheit, ihretwegen unverhältnismäßige Ausgaben zu machen. Er schreibt Briefe, aber nur um so tiefer seine Not zu empfinden. Er mag an einem Teil seines Amtes nur Freude gehabt haben, aber 9 bis 12 Unterrichtsstunden (darunter Privatstunden) des Tages vermögen die beste Kraft aufzureiben und die größte Lust auszutreiben, und wenn er von Neid und Schmähsucht schreibt, so dürfte nicht blofs

¹⁾ *Schubarts* Schwiegervater reichte am 4. März 1765 beim Obervogt ein langes Anklageschreiben gegen *Schubart* und seinen Bruder ein, auf das, wie es scheint, nur eine Ermahnung *Schubarts* durch den Obervogt erfolgt ist. (*Straufs*, Nachlese 2.)

Kollege *Röbelen*, der Kantor, sondern eine ganze Clique von Menschen, dürften Vorgesetzte und Bürger mit Recht gemeint sein. Dazu noch das Unwürdige der Lage, das der etwas verwöhnte, eitle Mann doppelt schwer empfand. Bald hören wir von *Schubart* auch die erste derbe Klage über sein Lehramt; spätere Auslassungen, solche in den Briefen und in den Diktaten (s. unten), klingen noch mißmutiger.¹⁾

Besonders verhängnisvoll war für *Schubart* ein Zug seines Wesens: der Hang zum »lästern«. Die Furie für *Schubarts* ganzes Leben war seine Zunge. Nie und nimmer konnte er sie zügeln; was er dachte, was er empfand, was ihm einfiel, Gutes und Schlimmes, Hohes und Gemeines, Witz und Zote, Begeisterung und Hohn — heraus mußte es, und das war sein Verderben. Freilich ist dieser Zug nur ein Teil seiner gänzlichen Unfähigkeit, sich zu beherrschen. Und wie im Reden, so liefs er sich auch im Schreiben, also namentlich in seinen Briefen, stets von seinen Stimmungen, seinen Grillen beherrschen und oft zu gewagten, übertriebenen, ja unwahren Behauptungen hinreißen. Eben darum aber geben diese Briefe ein so treues Bild von *Schubarts* Dasein, von dem Zustand und den Phasen des gemütlichen und geistigen Lebens dieses Mannes.

Über ein halbes Jahr schweigen die Briefe. Der erste, der uns wieder Kunde giebt, lautet ruhiger, aber noch nicht gefaßt. *Schubart* tobt nicht mehr, aber er grollt und jammert. Doch hat er zwei Freuden: seine Bücher und seinen Sohn (geb. 17. Februar 1765). »Mein Sohn!

¹⁾ Erinnern wir uns, wie zehn Jahre später *Voss* unter einem ganz ähnlichen Schul- und Armutsjoche — freilich neben einer ihm von Hause aus schon mehr zugebildeten Gattin — an wissenschaftlicher Thätigkeit sich aufrichtete, den Homer übersetzte und daneben noch die Luise zu dichten Lust und Muße fand. (*Straufs* a. a. O. S. 42.) Vgl. die Arbeit des Verfassers: »*Voss* als Schulmann« in den »Deutschen Blättern für erziehenden Unterricht«, Bd. XIII, 1886, Nr. 12—20.

Diese Vaterfreude hält mich oft für tausendstündigen Gram schadlos« (an *Böckh*, Juli 1765).¹⁾ Aber durch die Last der Geschäfte läßt er sich nicht abhalten, sich dem eifrigsten Studium zu widmen. Dieses gilt zunächst weniger der zeitgenössischen Litteratur als vielmehr den alten Klassikern.²⁾ In seiner Lebensbeschreibung sagt *Schubart* über seine damaligen Studien: »Alle diese [Schul-]Geschäfte entfremdeten mich so wenig von den Wissenschaften, daß ich in meinem Leben nie fleißiger studierte als in Geislingen. Wo ich ging und stand und saß und wandelte, da begleitete mich ein gutes Buch . . . Die damals wie vom Sturm getriebene Schneeflocken die Luft durchkreuzenden pädagogischen Schriften durchlas ich meistens, von meinem prüfenden Freunde *Böckh* geleitet, und fand wie er, daß sich nur wenig auf unsere Schulen in Schwaben anwenden liefs. Doch brachte dies Wenige schon sehr gute Früchte . . .« (*Schubarts* Leben und Gesinnungen, I, S. 90 ff.). Und im »Schwäb. Magazin« 1777, S. 475 bemerkt *Haug*: »*Schubart* war 6 Jahre in Geislingen, machte die schönen Wissenschaften und die Didaktik zu seinen Hauptstudien und las vornehmlich alle neue Schriften . . .« Im Spätsommer des Jahres 1765 trat *Schubart* mit seiner ersten größeren Dichtung hervor, mit der Ode auf den Tod Franciscus I., römischen Kaisers (seit 1736 Gemahl der Maria Theresia); am kaiserlichen Hof wurde sie so gut aufgenommen, daß *Schubart* im Frühjahr 1766 zum kaiserlichen gekrönten Dichter ernannt wurde, was diesen sehr schmeichelte.

Als sich *Schubart* zu neuen Arbeiten anschickte, mußte ihm die Schwere des Amtes und das Ärmliche seiner Stellung besonders fühlbar werden. Aber da war nirgends Rettung, nirgends Besserung. Zudem geriet er mit seinen geistlichen Vorgesetzten, bzw. Amtsbrüdern in Fehde.³⁾

¹⁾ *Straufs* a. a. O. I, 74.

²⁾ *Hauff* a. a. O. S. 47.

³⁾ Es ist merkwürdig, daß der Theolog *Schubart* sein ganzes Leben hindurch sich nie mit der Geistlichkeit vertragen wollte. In

Vielleicht war er nie unzufriedener als im Anfang des Jahres 1766. In den in jener Zeit gedichteten »Zauberien« bittet der zum Schulmeister begnadigte Ixion nach kurzer Amtsführung flehentlich, wieder auf sein Rad geflochten zu werden.¹⁾ Die Schilderung von Ixions Los stimmt fast wörtlich mit dem überein, was *Schubart* in den Briefen und Schuldiktaten über seine Arbeit und seine Umgebung sagt.²⁾ Aber schon von Mai an werden seine Klagen etwas seltener; *Schubart* lernte es, seine Lage ruhiger zu beurteilen und sich zeitweise darein zu schicken. Einer der Hauptgründe dieser günstigen Wendung war wohl, daß er nach allen Seiten hin, und namentlich auch auf dem Gebiete der Litteratur, eine reiche Thätigkeit entwickelte, und daß er hier und da Anerkennung fand. Aufmerksam verfolgte er das ganze litterarische Leben Deutschlands. Um diese Zeit erhielt *Schubart* einen Antrag zum Rektorat in Öhringen; aus der Sache wurde aber nichts. *Wieland* regte in einem Briefe den Gedanken an, ihn nach Biberach zu bringen »mit der Anwartschaft auf das Rektorat«;³⁾ dem Plan ist nicht näher getreten worden. Im Herbst des Jahres fühlte *Schubart* das Bedürfnis sich zu erholen, besuchte die Eltern in Aalen und erkrankte dort schwer. Die Schule hatte er auf längere Zeit seinem Bruder *Jakob* übertragen. Um eine Gehaltsaufbesserung in Geislingen war er beim Obervogt schon im September eingekommen; nach seiner Krankheit, infolge der er auch seinem Bruder eine Entschädigung fürs Schulhalten zukommen lassen mußte, bat er aufs neue darum. Es wurde ihm eine Entschädigung

der Lebensbeschreibung (Teil I, XII) bezeichnet er dies als sträflichste Unklugheit. »Wer sollte nicht lieber in den Schottischen Bleigruben arbeiten, als ein Schulmann seyn, wenn zumalen ein Zelote sein Oberaufseher ist.«

¹⁾ *Straufs* a. a. O. I, 41.

²⁾ *Nägele* a. a. O. S. 77. Vgl. *Schubarts* vermischte Schriften, herausgegeben von *Ludwig Schubart* Sohn (Zürich, 1812) I, S. 19 ff.

³⁾ *Vermischte Schriften* II, S. 335.

für seinen Bruder aus der Almosenpflege zugewiesen, außerdem aber in der Gerichtssitzung vom 26. Oktober 1766 eine persönliche Zulage von 28 fl. dekretiert, worin wir gewiß auch ein Zeichen seiner Beliebtheit sehen dürfen.¹⁾ Der biedere Bruder *Jakob*, der schon lange bei ihm weilte, hatte endlich eine Anstellung gefunden und kam, wohl anfangs Dezember, als Provisor [Schulmeistergehilfe in Schwaben] der deutschen und lateinischen Schule nach Aalen. *Böckh* äußert sich hierüber in einem Briefe an *Jakob* (*Straufs*, Nachlese): »Unser lieber Herr Präzeptor in Geislingen dauert mich, daß er Sie verloren hat. Einsam und ohne Gesellen wird er nun seine mühsamen Tage fortseufzen. . .«

Das erste Ereignis im Jahre 1767 war ein literarisches: im Februar erschienen die »Todesgesänge«, nach Entstehung und Bestimmung rein »geistliche« Lieder, die da und dort günstige Aufnahme gefunden zu haben scheinen (Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen auf das Jahr 1767). Die religiösen Gefühle und Stimmungen müssen für *Schubarts* Poesie besonders ausgiebig gewesen sein, da seine geistlichen Gedichte die Hälfte seiner Sammlung ausmachen. Sie sind von sehr verschiedenem poetischen Werte und für den Gesang in der Gemeinde kaum geeignet. »Es ist viel Dunst und Nebel, viel gemachte und aufgebauschte Empfindung darin.«²⁾ Doch wird das scheinbar wenig ergiebige Thema, das bald an biblische Sprüche und Erzählungen sich anlehrende, bald durch den Klang der Totenglocke, den Anblick eines Kirchhofs, das plötzliche Hinscheiden eines Kindes, eines Jünglings oder Greises dem Dichter ins Bewußtsein gerufene *Memento mori* in den mannigfaltigsten Variationen vorgeführt. Von mehreren Gesängen ist anzunehmen, was *Schubart* von denen des Anhangs ausdrücklich bezeugt, daß sie aus der Schulthätigkeit des Dichters stammen. Die Vor-

¹⁾ *Nägele* a. a. O. S. 227.

²⁾ *Hauff* a. a. S. 285.

bemerkung zu diesem Anhang¹⁾ lautet nämlich: »Gegenwärtige (4) Lieder sind bloß der Jugend bestimmt gewesen, die meiner Unterweisung anvertraut ist. . .« Den gleichen Ursprung dürften aber auch diejenigen Lieder haben, welche über Sonntagsevangelien und über biblische Personen handeln; von einem derselben, dem 59. Gedicht »Nach dem 90. Psalm« ist diese Entstehung dadurch bezeugt, daß es sich noch unter den »Schuldiktaten« befindet (s. unten).²⁾ — Ein zweites wichtiges Ereignis des Jahres 1767 ist *Schubarts* Teilnahme an der neuen moralischen Wochenschrift, der »Neue Rechtschaffene«, die zu Lindau a. Bodensee und Chur erschien. Hervorragend bleibt auch in diesem Jahr *Schubarts* fortgesetztes Studium. Die Privatverhältnisse zeigen das Andauern der unerquicklichen Zustände, von jetzt an auch ernsthafte Bemühungen weiter zu kommen, die aber erfolglos bleiben. So schwankt denn *Schubarts* Stimmung zwischen guter Laune, Mißmut und Ergebung.³⁾ Aus seinem Privat-

¹⁾ *Nägele* a. a. O. S. 288: »Der gute Bürger. Nach dem Evangelio am 23. Sonntag nach Trinitatis.« — Die Bitte »Urquell aller Seligkeiten« mit ihrem »erhabenem Schwung« ist mit Recht ins württembergische Gesangbuch aufgenommen und gehört zu den beliebtesten Liedern der evangelischen Landeskirche Württembergs.

²⁾ »Die Erziehung der Jugend« — schreibt *Schubart* an *Böckh* am 14. Mai 1767 — »wird vernachlässigt. Man sieht mehr darauf, wie man beliebt, als wie man gesund denkende Menschen haben möge; mehr auf die Verbesserung des Körpers als auf die Unarten der Seele, und mehr auf die Ausbildung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft als auf die Gabe des Unterscheidens. Aus diesen und noch vielen anderen Fehlern der Erziehung erwachsen in den Staaten Mitbürger, die witzig, aber nicht scharfsinnig, beredt aber gedankenlos, schwach und zu öffentlichen Geschäften ungeschickt, gleichwol aufgeblasen, scheinheilig und mit tausend Mängeln versehen sind.« (*Straufs* a. a. O. I. 138.)

³⁾ Am 10. Juni 1767 klagt *Schubart* in einem Briefe an *Böckh* (Nr. 36):

»Meine elende Situation greift zuweilen selbst meine Seelenkräfte an, und ich befinde mich manchmal in dem Zustand einer Gedankenlosigkeit, der mich mehr als die Bauälligkeit meines Körpers niederbeugt. . . . Aber lassen Sie mich einmal eine Plu-

leben in dieser Zeit haben wir die Bewerbung um eine Stelle am Gymnasium in Ulm zu nennen, welche nicht nur zu einem Durchfall, sondern zu einem ärgerlichen Auftritt mit unangenehmen Folgen führte. Betreffs der Stelle, zu der *Schubart* hoffen mochte, einfach berufen zu werden, hatte er sich einem Examen zu unterziehen; ein anderer wurde ihm vorgezogen. Auch mit dem »Präzeptorat in Aalen« wars nichts.¹⁾ Ebensowenig führte die Fürsorge seines Schwagers zum Ziel, der ihn im Dezember in Wertheim, wo er selbst früher Konrektor gewesen, auf das Rektorat zu bringen suchte.

Schubarts persönliche Verhältnisse blieben im Jahre 1768 im allgemeinen gleich. Die in den Briefen sich äussernde Stimmung war mehr als je eine resignierte. »Ich zweibeiniges, unglückliches, elendes Vieh. Ich wünsche mir oft *Rousseaus* Wälder« — schreibt er am 5. Juli 1768 an *Böckh*.²⁾ In litterarischer Hinsicht weist dieses Jahr keine grössere Leistung auf. Aus den Briefen wissen wir, daß *Schubart* wie üblich, auf Neujahr viele Neujahrs-

tarchische Vergleichung zwischen Ihnen und mir anstellen. Sie haben 28 Schüler, und ich habe über 100 Trosfbuben. Sie können, wie Minerva, mit Ihren Telemachs durch die Rosengefilde der schönern Literatur wandeln, — und ich steige mit nacktem Fuß auf dem steinigen Boden des A B C, des A B — ab — und andrer niedriger Geschäfte einher. Sie haben einen Senior, der menschlich denkt, zum Scholarchen, und ich muß mich unter das Joch zweier Baalspaffen schmiegen, die der Neid in allen ihren Handlungen beseelt. Sie lassen sich von den Eltern Ihrer Schüler keine Gränzen vorschreiben, und ich bin der Sklav eines jeden Bürgers, der mir einen grindigen Buben anvertraut, — ja, ich versichere Sie mit stiller Wehmuth meines Herzens, daß ich von verschiedenen Vätern bereits mit Schlägen bedroht worden bin. O lieber Schwager, meine Hand zittert, indem ich dieses schreibe. Sie glücklich durch Auskommen, Rang und Freundschaft. Ich unglücklich durch Mangel, Niedrigkeit und Feinde! etc. . . .« (*Straufs* I, 147 ff.)

¹⁾ *Straufs* a. a. O. S. 151.

²⁾ *Stockhausen*, Geschichte des deutschen Briefes, II, 275. *Schubart* zeigt in seinen Briefen die ersten Anfänge des neuen Tons der Sturm- und Drangperiode.

wünsche gefertigt hat.¹⁾ Außerdem ist bekannt, daß er im Herbst dieses Jahres folgendes Schulstück verfaßte: »Gespräch von den Mitteln, reich zu werden, am Michaelis-examen 1768 in der Geislinger Schule gehalten.«²⁾ Mehr als je sind die Briefe dieses Jahres der Wissenschaft gewidmet und enthalten Meinungsäußerungen über die neuesten Religions- und Erziehungsvorschriften und besonders über die kritischen Leistungen der Allg. deutschen Bibliothek von *Nicolai* (Berlin und Stettin) und der Hallischen Zeitungen von *Klotz*. An *Böckh* schreibt er am 22. Juni: »Was macht deine Didaktik? — Wohl wirst du thun, wenn du dir des *Basedows* Vorschläge an wohlhabende Menschenfreunde zur Verbesserung der Schulen anschaffst. Er verspricht ein Elementarbuch der menschlichen Erkenntnis, und sagt mit seiner gewöhnlichen Freimütigkeit viel Neues und Wahres. Hin und wieder ist auch in der Klassischen Bibliothek viel Brauchbares in diesem Fach anzutreffen.« In religiösen Fragen zeigt er immer größer werdende Selbständigkeit und stärkere Hineigung zum Rationalismus.

Das führt uns auf *Schubarts* Religiosität, über die ein richtiges Urteil zu fällen, im allgemeinen schwer ist. Die Schlüsse aus seinen Briefen, aus seinen Werken, aus seiner Lebensführung sind weder im einzelnen noch zusammengenommen ausreichend, und man hat sich namentlich vor zu weit gehenden Folgerungen zu hüten. Es darf weder von Rechtgläubigkeit und Überzeugungstreue, noch von Freigeisterei oder Unglauben gesprochen werden. *Schubart* befand sich, was die Herzensstellung zur Religion anbelangt, fast immer, jedenfalls während seines Geislinger Aufenthalts, in einem chaotischen Zustand. Wie er im gewöhnlichen Leben und Empfinden von einem Extrem zum andern übergehen konnte, so auch im religiösen, und wieder, wie Praxis und Theorie

¹⁾ *Straufs* a. a. O. I. Bd. S. 173.

²⁾ *Straufs* I, 51 ff. (s. unten!).

bei ihm in allen Dingen von einander verschieden und ohne inneren Zusammenhang war, so bestand auch zwischen seiner Religion und Moral keine Wechselbeziehung. Darum finden wir den Ausdruck »Doppelwirtschaft«¹⁾ in zwei Hinsichten berechtigt und stimmen ganz besonders damit überein, daß *Schubart* von Natur religiös veranlagt, bald wirklich religiös gestimmt, bald aber auch so sehr weltlich gesinnt sein konnte, daß er in Gleichgiltigkeit, Vernachlässigung und Verneinung umschlug. Daß er aber trotz solchen Wankelmuts in der Schule religiösen Ernst zeigte und religiös wirkte, dafür spricht am deutlichsten der Dank, den ihm später der Schüler *Joseph Fischer* für die Erziehung zur Tugend und Gottesfurcht schriftlich darbrachte (s. unten).²⁾

Werfen wir einen Blick auf das Gesamtbild *Schubarts* in der Geislinger Periode, so finden wir in ihm reiche Anlagen und große Vorzüge, aber auch starke Mängel, wir finden Tugend und Tüchtigkeit hart neben Schwäche und Fehlern, herrliche Seelen- und Geisteskräfte, aber keine Festigkeit des Wollens und Denkens, Gaben, die nach seines Vaters Ausdruck für zehn genügt hätten, aber mangelhafte Ausbildung und verkehrte Entwicklung. *Schubart* hat mit seinem Bild vom »Engel und Teufel« nicht so ganz unrecht. Mehr als jeder andere Mensch litt er unter dieser Vereinigung von Gutem und Bösem in seinem Wesen. »Mich mir entreißen« erkannte er als seine Aufgabe, und er konnte sie doch so wenig erfüllen. Was insbesondere das Schlimme anbelangt, so zeigte es sich bei *Schubart* in doppelter Form, einerseits in der Ausartung und Übertreibung einer ursprünglichen guten Eigenschaft, andererseits als wirklicher Fehler. So war seine Menschenfreundlichkeit verbunden mit Vernachlässigung seiner selbst, seine Frömmigkeit mit religiöser Überspanntheit, seine Freiheitsliebe mit Trotz und dämo-

¹⁾ *Hauff* a. a. O. II, 467.

²⁾ *Nägele* a. a. O. 131 ff.

nischem Hang zu Ausschreitungen, seine Strebsamkeit mit Eitelkeit und Selbstsucht, seine Heiterkeit mit Leichtsinne und seine Lebenslust mit Sinnlichkeit. — So zeigt denn sein ganzes Wesen eine merkwürdige Mischung von Kräften und Schwächen: Begabung für Kunst und Wissenschaft, aber Untauglichkeit fürs gewöhnliche Leben; Empfänglichkeit für alles Hohe, aber auch für das Gemeine; größte Leistungsfähigkeit, aber Zufriedenheit mit Augenblickserfolgen; höchster Idealismus, aber verkehrte Praxis; Seelenadel und Frömmigkeit gepaart mit Sinnlichkeit und Genußsucht, Selbstlosigkeit mit Eitelkeit, Wahrheitsliebe mit Neigung zur Unehrlichkeit, Energie mit Weichheit; — bald volles Feuer, bald plötzliches Erkalten, bald sprühender Witz und Heiterkeit, bald Klage und Melancholie; Drang nach Thätigkeit und Weltverbesserung neben Indolenz und unüberwindlicher Amtsscheu; herzliche Liebe zu den Menschen neben Trotz und Boshaftigkeit; Blick für das Ganze neben Unwissenheit im Nötigsten; ja sogar Selbsterkenntnis ohne Selbstzucht und Selbstbesserung. Dies auch das Spiel seines ganzen Lebens. Ja, er ist, wie er uns selbst sagt, ein »wilder Mensch«, und es nimmt uns nicht Wunder, wenn ein solcher Mensch Unglück hat.¹⁾

3.

Wir kommen nun zu *Schubarts* Amtsführung. Seine Verpflichtungen sind oben geschildert worden. Der Obervogt und die beiden Geistlichen waren seine direkten Vorgesetzten. Den ersteren rühmt er, wo er kann. Minder ehrerbietig zeigt er sich gegen seine geistlichen Vorgesetzten, wie wir schon wissen. Er wirft ihnen Heuchelei, Zelotismus, Herrschsucht und Neid vor. Zu strengem Auftreten wird er ihnen verschiedenen Anlaß gegeben haben. »Jedes Geschäft, das Einhaltung bestimmter Stunden von ihm forderte und ihn unter Vorgesetzte stellte, war gleich sehr gegen seinen Trieb nach Unabhängigkeit, wie gegen

¹⁾ *Nägele* a. a. O. S. 158 ff.

seinen Hang zur Indolenz: eine unüberwindliche Amtsscheu zählt *Ludwig Schubart* unter den Grundzügen im Charakter seines Vaters auf.«¹⁾ »Eines Morgens,« erzählt sein Sohn beim Kapitel Amtsscheu, »ging er statt in die Schule, zum Thor hinaus und schweifte mehrere Tage, wie ein Anachoret, in den benachbarten Wäldern und Dörfern umher.« Natürlich haben sich seine Vorgesetzten auch an seiner außeramtlichen Führung gestossen. Er selbst hat sie jedenfalls in seinen kecken Äußerungen nicht verschont. Wenn er z. B. im Brief Nr. 31 seinen Inspektor »einen heuchlerischen Dummkopf« nennt, »der seine Esels-ohren unter der Perücke und sein neidisches vergiftetes Herze unter einem langen schwarzen Mantel verbirgt« oder im Brief Nr. 36 von zwei Baalspfaffen spricht, die der Neid in allen ihren Handlungen beseele (Neid wohl wegen seiner Erfolge), so läßt das vermuten, wie er auf der Bierbank gesprochen. Sogar in der Schule soll er sich über sie geäußert haben. So wird erzählt, er habe einmal, als der Geistliche ihm einen Vorhalt gemacht und mit dem Wort: »Es ist schon recht!« geschlossen habe, sofort nach dessen Weggang den Schülern ein Gedicht ins Heft diktiert, das begann:

Es ist schon recht; es ist schon recht,
Also sprach der Pfaffenknecht.

Ehe wir *Schubart* in der Schule aufsuchen, müssen wir noch auf seine musikalische Thätigkeit in Geislingen hinweisen. Er entfaltete dieselbe weniger als Organist, denn als Direktor der städtischen Musik, und es gab hier mehr zu thun, als man gewöhnlich meint. Besonders stark war *Schubart* im Baritonsolo, im Orgel- und Klavierspiel und auf der Violine. Sein Lieblingsinstrument war übrigens das »tonvolle herzerhebende« Waldhorn. Anfangs beschäftigte er sich auch mit der Musiktheorie, später dürfte es ihm hierzu an Zeit gemangelt haben. Die Geislinger ahnten nicht, daß ihr Organist einer der

¹⁾ *Hauff* a. a. O. 117.

größten Orgelspieler Deutschlands wenn nicht schon war, so doch werden sollte. Der Ruf von dieser Kunstfertigkeit muß sich damals schon ziemlich verbreitet haben; *Schubarts* Verpflanzung nach Ludwigsburg hängt damit zusammen.¹⁾

Indem wir zu *Schubarts* eigentlichem Amt, zu seiner Schulthätigkeit übergehen, haben wir zuerst über seine Anlage und persönliche Stellung zum Lehrberufe zu reden. »Zum Lehrfach war *Schubart* an und für sich gar nicht ohne Befähigung. Seine Gabe der Konversation, seine Fertigkeit, was er dachte und empfand, in lebendiger Rede klar und eindringlich wieder zu geben, mußte ihm als Lehrer sehr zu statten kommen.«²⁾ »*Schubart* war ein Lehrtalent von eminenter Bedeutung. Sein rascher und scharfer Blick in die Verhältnisse des Ganzen und des Einzelnen, seine Bürgerfreundlichkeit, seine Gabe, Talente zu erkennen und zu wecken, Schiefheiten und sittliche Gebrechen schon bei der Jugend zu charakterisieren, sein packender Ausdruck, den Dingen den rechten Namen zu geben, alles wirkte zusammen, seine Schüler im Innersten zu fassen, zu bewegen, zu erheben, und durch sie auch auf die Familie, auf die Bürgerschaft zurückzuwirken.«³⁾ Weiter befähigte *Schubart* für die Schule seine auf gutem Gymnasialunterricht aufgebaute allgemeine Bildung.⁴⁾ Die Schulung durch treffliche Lehrer, wie *Thilo*, seine von den ersten Jünglingsjahren an gehende Übung in Erteilung von Unterricht jeder Art, seine musi-

¹⁾ *Nägele* a. a. O. S. 168.

²⁾ *Straufs* a. a. O. S. 39.

³⁾ *J. G. Fischer*: *Schubarts* volkstümliche Bedeutung in der Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1882, Nr. 16 (4. August), S. 248.

⁴⁾ »Ein philosophischer Denker war *Schubart* nicht, so wenig wie *Klopstock* oder *Horaz*; aber Mangel an Gedanken kann man ihm im allgemeinen nicht vorwerfen, und in seinen pädagogischen, religiösen und politischen Gesinnungen und Bestrebungen zeigt er sich fast durchgängig als einen Mann von gesundem praktischen Urtheil und von gereifter Einsicht« (*Hauff* a. a. O. 283).

kalische Begabung, sein mitunter so starkes religiöses Gefühl, verbunden mit reichem theologischem Wissen, sein Sinn für das Schöne (ausgezeichnete Handschrift), seine großartige Deklamationskunst,¹⁾ seine Begeisterung für das Große und für das Vaterland, seine gute Meinung von den Menschen, seine Geneigtheit zu verzeihen, welche ein Geislinger Schüler später besonders rühmte, endlich seine »Schnelle« und sein Witz. Bedenkt man, welche Bildung *Schubart* besaß, so möchte man in diesem einen Punkte, daß ein akademisch gebildeter Mann einer Dorfschule vorsteht, die gute alte Zeit beneiden um eine Einrichtung, die für die dermalige Volksschule, gewisse Pfarrschulen ausgenommen, fast undenkbar geworden.²⁾

Geringer als die Lehrfähigkeit, weil mit dem Charakter und der Lebensart zusammenhängend, war jedenfalls seine pädagogische Begabung. Seine Unpünktlichkeit und Amtsscheu, seine Redseligkeit und Spottsucht, seine Launenhaftigkeit und sein Jähzorn³⁾ mußten ihn oft am richtigen Einwirken auf die Schüler hindern. Und wenn wir auch von seinen Schuldiktaten (s. unten), bei deren Durchsicht jetzt mehr als einer den Kopf schütteln wird, nicht gerade sagen wollen, daß sie für jene Zeit im allgemeinen zu derb waren, so müssen wir dies immerhin von einigen gestehen, die wir kaum zum Abdruck bringen möchten. Und von dem, was *Schubart* ins Heft diktierte, können wir wohl auf die Art schließen, wie er sonst in der Schule sich äußerte. In anderer Beziehung bewies er wenn nicht

¹⁾ Er ist auf diesem Gebiete seiner Zeit vorausgeeilt und der Vorgänger z. B. *Palleskes* geworden, der als Deklamator ähnliche Erfolge erzielt und ähnliche Gedanken in seiner »Kunst des Vortrags« ausgesprochen hat, wie *Schubart*, ohne diesen zu erwähnen. Vgl. *Schubarts* Leben und Gesinnungen etc. II, 43.

²⁾ *Nägele* a. a. O. S. 169.

³⁾ »Unter den ihm untergebenen Knaben peitschte er einst einen wegen Stupidität und Bosheit so schrecklich, daß die ganze Schule kniend für ihn bat, und der arme Junge mehrere Wochen das Bett hüten mußte« (*Ludwig Schubart* in der Schrift: »*Schubarts* Charakter« 1798).

gerade pädagogisches Geschick, so doch pädagogischen Weitblick, so namentlich darin, daß er seine Schüler durch selbstverfaßte Gesprächübungen in der Kunst des Vortrags übte und sie mit geschichtlichen Vorgängen, sowie mit guten neuen Gedichten bekannt machte.

Daß *Schubart* den Lehrberuf, den er freilich nicht ganz ohne Not ergriff, zu würdigen wufste, darüber brauchen wir kaum ein Zeugnis anzuführen. In einem Briefe (Nr. 36) schreibt er: »Gewiß ist es besser, dem Vaterlande und der Welt geschickte und brauchbare Mitglieder zu ziehen, als der Verfasser einer Encyklopädie in 4 Quartanten zu sein.«¹⁾ Mehrmals hatte er auch die bestimmte Absicht, sich diesem Berufe für alle Zeiten zu widmen, denn er bereitete ihm Freude. Über das Ganze des Erziehungswesens, über Pädagogik und Didaktik hatte er nicht nur viel gelesen, sondern sich auch mit eigenen Entwürfen beschäftigt und während der sechziger Jahre z. B. im »Rechtschaffenen« und später in der »Deutschen Chronik« sehr viel darüber geschrieben.²⁾ Aber die An-

¹⁾ *Straufs* a. a. O. I, 148.

²⁾ Das »Schreiben an den Verfasser der deutschen Chronik« (Jahrg. 1774) enthält Anklänge an die Geislinger Erfahrungen:

»Mein Herr.

Sie haben wohl recht, daß wir Protestanten im großen Geschäfte der Erziehung sehr kaltsinnig zu Werke gehen, und uns von unsern Glaubensbrüdern, den Herrn Catholicken, (denn sind wir nicht Brüder im Glauben an Jesum?) beschämen lassen. Hier ist ein Gemälde von der Schuleinrichtung meines kleinen Städtchens. Es sind hier zwey Schulmeister, die bey ihren Besoldungen vortreflich stehen können, aber wovon keiner die Eigenschaften eines rechtschaffenen Schullehrers besitzt. Einer hat die Anlage eines Korporals, (wohl Präzeptor *Leipheimer*) der im Prügeln seine Ehre sucht; der andere ist eine völlige Pagode, (wohl Kantor *Röbelen*) der bey Lob und Tadel demüthig mit dem Kopfe wackelt. Morgens um 8. Uhr wird eine Heerde von Knaben in die Schule geschafft, ganz und zerrissen, gekämmt und ungekämmt, kothicht und gewaschen, bestrumpft und baarfufs. Nach dem Gebethe fangen die Kleinen an zu buchstabieren in einem so abscheulich gedehnten und langweiligen Tone, der sich mit nichts vergleichen

forderungen, die seine Geislinger Lehrstelle an ihn machte, waren gewifs nahezu unmenschlich. Noch in der »Lebensbeschreibung«, in der er alles in viel milderem Lichte sieht, schreibt er: »Meine Schule, der ich vorgesetzt wurde, sah einem Stalle ähnlicher, als einem Erziehungs-

läßt, weil die Natur keinen Vogel geschaffen hat, der so gräuliche Töne heult. Dann recitiren sie ihren Catechismus ohne Verstand, seitenlange Auslegungen darüber aus einem andern Buche, Gesänge von 20. bis 30. Strophen, Psalmen und Sprüche aus dem Zusammenhange gerissen, und weil die Knaben von all diesem nichts verstehen; so gähnen sie, just wie in Chodowiekis Kupferstiche, die »Landschule« betitelt, der Stunde entgegen, die sie aus dem dumpfen Schulkerker ruft. Dann gehen sie mit wilder Freude nach Hause, und das Vieh, welches eingetrieben wird, erregt keinen solchen Lermen, als eine Heerde Schulkinder nach geendigter Schule. Von 10. bis 11. Uhr wird das Lateinische gelehrt, aber ohne Rücksicht auf die künftige Bestimmung der Knaben. Das Decliniren, Conjugiren und das verstandlose Vocabellernen, diese Gränze des hiesigen Pädagogen, ist auch die Gränze der Schüler. In 4. Wochen ist Alles wieder verlernt, was man hier in ganzen Jahren eingepreßelt hat. Nachmittags wird es mit den deutschen Schülern wieder gehalten, wie Vormittags. Immer müssen Gesänge, Psalmen, Sprüche, Lieder, ellenlange Antworten auf ellenlange Fragen hergeleiert werden, und der wird als ein Wunder von Geschicklichkeit betrachtet, der den 119 ten Psalm, und: »O Mensch, beweine dein Sünden groß« ohne Fehler recitiren kann. Zuweilen wird ein Brief angegeben, aber so elend, daß ihr neulich recensirter Briefsteller noch ein Plinius dagegen ist. Da ist niemand, der der armen Jugend die Sittenlehre, ihre Pflichten als Christen und als Bürger einzuschärfen weiß; niemand, der sie aus dem Anschauen der Natur auf die Erkenntnis des großen Gottes leitet; niemand, der die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters schildert; niemand, der aus der Vaterlandsgeschichte die interessantesten Begebenheiten zu heben, und den Jüngling zum Patrioten zu bilden weiß; niemand, der die Rechenkunst in allen Gattungen, nebst der Lehre von den Verhältnissen und Proportionen; niemand, der Schönschreibkunst, Orthographie, Messkunst mit praktischen Aufgaben, Zeichenkunst und Mechanik, in so ferne sie dem künftigen Künstler oder Handwerker nützlich sind, mit Nachdrucke zu lehren weiß, und ach! ich sehe mein Städtgen mit künftigen Ignoranten und elenden Bürgern besäet, die zu jedem Geschäfte des bürgerlichen Lebens untüchtig sein müssen — Musik? — O die wollt' ich unsern un-

hause für Christenkinder.¹⁾ Über hundert Schüler, roh und wild wie unbändige Stiere, wurden mir auf die Seele gebunden. Ich erschrak mehr über das Unangenehme meines Amtes, als über die Schwere meiner Pflicht. *Böckh*, mein treuer Schwager, gab mir manche Lehre des weisen Unterrichts, die ich auch anfangs mit augenscheinlichem Nutzen, trotz aller Hindernisse des grauen Vorurteils, befolgte. *Baldinger* (*Schubarts* Gönner, der Geislinger Obervogt) unterstützte jeden guten Entwurf, den ich machte, mit seinem Ansehen, und ich erzog in kurzer Zeit einige sehr fähige Schüler, die teils auf die oberste Klasse des Ulmischen Gymnasiums kamen, teils aber auch zu andern bürgerlichen Geschäften bestimmt wurden, noch leben und mich durch ihren Dank für meinen Eifer belohnen. Ich trieb die Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre, — versteht sich alles in seinen ersten Anfängen — nebst der griechischen und lateinischen Sprache, sonderlich Kalligraphie, Rechtschreibkunst und Wissenschaft des Briefstellens mit meinen Schülern, unter dem schönsten Erfolge. Ich hielt kleine Rednerübungen, Gespräche in dramatischer Form, ging mit einigen meiner ältesten Schüler öfters ins Feld hinaus, sah ihren gymnastischen Übungen zu und gewann gar bald ihr und ihrer Eltern Zutrauen. Nur beklage ich erst jezo, daß

harmonischen Lehrern vergeben, wenn sie in den wichtigsten Dingen keine Ignoranten wären. Ich bin mit aller Ehrerbietung

— Is — —
den 3. Mai 1774.

Dero gehorsamster Diener
J. G. B.«

Über die damalige Frauenbildung sagt *Schubart* (Chronik 1788, S. 71): »Unsere feineren Mädchen tragen die schönsten Hemden und Kopfputze, essen die niedlichsten Speisen, ohne selbst beides machen oder bereiten zu können. Dagegen sind sie belesen in Dichtern und Romanen, können tanzen wie die Elfen auf Grasspitzen, welsche Bravourarien singen, die Karten mit geflügelten Fingern mischen; das Bibellesen ist kaum noch auf dem Lande unter den Pfarrerstöchtern üblich.«

¹⁾ Dazu die Anmerkung: »Man hat nach diesem (1770—91) hierinnen manche gute Veränderung getroffen.«

mir mehr daran gelegen war, geschickte Bürger für diese Welt, als Genossen der künftigen zu erziehen. Daher war mein Unterricht in der Religion kalt und unvollständig. — O wann wird sich einmal nach dem Wunsche eines frommen Lehrers, statt so vieler Athene, Akademien, Philanthropine, ein christliches Zion erheben! Wann werden es die Regenten, die Pädagogarchen bedenken, daß sie nicht Heiden, sondern Christen zu erziehen haben! — «¹⁾

Mit dem, was *Schubart* hier in den ersten Sätzen der Lebensbeschreibung sagt, namentlich mit den Klagen über den äußeren Zustand der Schüler hat er gewiß nicht übertrieben. Die »Diktate« und Briefe wimmeln von drastischen Schilderungen der Unappetitlichkeit und Unart der damaligen Geislinger Jugend. Dazu kommt die häufige Klage über die Eltern, namentlich über ihre Einmischung in die Schule, indem sie ihm die Knaben öfters nach Belieben aus den Stunden nahmen, ihre Kinder für besser und gescheidter hielten, als sie waren, den Unterricht für etwas Unnötiges betrachteten und ihm für die Züchtigungen, die er verhängte, in der Schule selbst Vorwürfe machten und wohl auch mit Schlägen drohten. Wenn hierdurch wieder die Schüler unbotmäßig wurden, so ist das nicht zu verwundern, und es läßt tief blicken, wenn er an *Wolbach* (6) schreibt, es sei so, daß die Knaben Kahlköpfe über ihn schreien, wenn es auch nur Augenblicke seien, die er sich der Pflicht entziehe.

Was die einzelnen Fächer anbetrifft, in denen *Schubart* zu unterrichten hatte, so hat man zuweilen auf Grund des Umstandes, daß er hauptsächlich Volksschulunterricht erteilte, seine Schulthätigkeit zu niedrig geschätzt. Sicher hat er, wie er selbst sagt, nicht nur Latein, sondern auch Griechisch gelehrt. Mag er auch in letzterem nicht über die Elemente hinausgekommen sein, so brachte er doch im Latein einzelne Schüler ziemlich weit (über einen

¹⁾ *Schubarts* Leben und Gesinnungen etc. I. Teil, 86 ff.

solchen — *Stüber* — schreibt er z. B. an *Wolbach* am 26. Oktober 1766).¹⁾

Schubarts Selbstanklage betreffs des Religionsunterrichtes erinnert an das, was er an demselben Orte über seinen eigenen Bildungsgang, über sein theologisches Studium und den Vortrag des Professors in Erlangen sagt. In jenem Zustand, in welchem er die Lebensbeschreibung verfaßte, hielt er den vorwiegend geschichtlich gehaltenen Vortrag des Stoffes für trocken, kalt und fehlerhaft und für die Ursache mangelnden Religionsgefühls. Dafs in dieser Anschauung Richtiges und Unrichtiges vermischt ist, und dafs *Schubart* sich damals, als er so dachte, das Ideal eines Religionslehrers vom Schlag *Hahns* und *Ötingers* konstruiert hatte, braucht kaum hervorgehoben zu werden; ebensowenig jedoch, dafs *Schubart*, »fürchterlich bibelfest«, wie er war, wohl bewandert in der theologischen Litteratur, Freund und Verfasser geistlicher Lieder und religiöser Betrachtungen, Volksschullehrer und Theolog zugleich, im Religionsunterricht gewifs nicht wenig geleistet hat.²⁾

¹⁾ *J. W. Stüber* besuchte die Schule in Ulm, studierte in Göttingen, war später Pfarrvikar und Pfarrer, 1793 Prediger am Münster in Ulm, vorübergehend Professor daselbst. — Ein anderer namhafter Schüler, *Jos. Kern*, wurde Professor in Ulm; von einem dritten Schüler, *Joseph Fischer*, wird später die Rede sein (*Nägele* a. a. O. S. 172).

²⁾ Sehr treffend urteilt *Schubart* später in der »Chronik« über die Luther-Bibel: »Man hat in unsern Tagen, wo oft das schlimme Neue das bessere Alte verdrängen möchte, auch heimliche und öffentliche Versuche gemacht, *Luthers* Bibelübersetzung zu verdrängen und an ihre Stelle eine moderne Übersetzung oder vielmehr einen Auszug aus der Bibel einzuführen. Aber alle diese Versuche sind von überwiegenden Stimmen mit Unwillen verworfen worden. *Luthers* Bibel ist unser erstes Volksbuch, eine Vorratskammer voll der kräftigsten urdeutschen, mächtigsten, allverständlichsten Worte, und der kernhaftesten und rundesten Ausdrücke, die seit 300 Jahren Sprichwörter und Sentenzen des Volks geworden. Alle neuen Bibelübersetzer, selbst *Herder*, den seine großen Kenntnisse, seine Sprachkraft, sein biblischer Sinn, wie sein hoher Genius vorzüglich zu

Schubarts sonstige Äußerungen über das Schulwesen zeigen eine merkwürdige Vielseitigkeit seines pädagogischen Standpunktes. Er redet dem humanistischen und dem realistischen Unterricht fast mit gleicher Wärme das Wort und möchte mit dem ersteren besonders auch die germanistischen Studien verbunden wissen. Natürlich war es ihm in seiner Volksschule unmöglich, gröfsere Änderungen vorzunehmen, aber indem er Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre nennt und, wie anzunehmen ist, innerhalb der von selbst gegebenen Grenzen auch trieb, und namentlich durch die Art, wie er sie trieb, insbesondere durch seinen einzigartigen Unterricht in der Wissenschaft des Briefschreibens, ferner durch sein Interesse an den Turnübungen der Jugend und durch einige sonst nicht bekannte, vom Obervogt unterstützte Neuerungen, von denen er selbst die Schulgespräche nennt, scheint doch *Schubart* seiner Schule eine originelle Gestaltung gegeben zu haben.

Auf zwei dieser Einrichtungen der Geislinger Schule unter *Schubart*, die Schulgespräche in dramatischer Form und das Briefschreiben, haben wir hier näher einzugehen.

Rhetorische Schulakte und dramatische Aufführungen bildeten im 16. und 17. Jahrhundert vielfach den Höhe-

diesem Amte berechtigen — weist in seinen trefflichen Versuchen von Bibelübersetzungen immer den Leser auf *Luthern* zurück. Die antike Miene der *Lutherschen* Bibel, die ihr eine Art von orakelmässiger Würde giebt, das herzvolle und das kräftige Deutsch — muß und wird *Luthers* Bibel noch so lange unter uns erhalten, als Christus und das Wort Gottes noch unter den Deutschen genannt werden. . . Alle Einheit des Glaubens und des Geistes würde unter uns aufhören, wenn *Luthers* Bibel nicht wäre. . . Steh also, Werk eines großen deutschen Mannes, fester und dauernder, als die Münster zu Straßburg und Ulm, und sey ein Panier, unter dem sich die Deutschen versammeln und stärken, wenn ihre Sprache, wie ihr Glaube, ausarten will!« (*Schubarts* vermischte Schriften, II. Bd., S. 280 ff.)

punkt des ganzen Schulbetriebes in den Gymnasien.¹⁾ Lateinische Schuldramen hatte *Luther* selbst empfohlen; solche wurden auch in den Jesuitenschulen vielfach dargestellt. »Bekannte Dichter der Zeit, *Paul Rebhuhn*, *Georg Rollenhagen* u. a., oder die an den Schulen angestellten Lehrer bearbeiteten auch deutsche Schulkomödien, die dann bei einem Schulaktus aufgeführt wurden.«²⁾ Im 17. Jahrhundert liefs der Pädagog *Christian Weise* (1642 bis 1708) in Zittau seine Zöglinge jährlich, so oft es die Zeitverhältnisse gestatteten, drei Komödien aufführen, und zahlreiche Gymnasien Schlesiens, Sachsens, Thüringens u. s. w. folgten seinem Beispiel. Schon seit 1586 war in Zittau das Schultheater eine Übungsstätte für die Gymnasiasten. Auf *Weises* Antrag wurde seit 1685 nicht mehr an Fastnacht, sondern zu Michaelis gespielt. Rektor *Sintenis*, (seit 1783) liefs die Bühne abbrechen, wurde aber durch den Ausfall, den die Schulklasse dadurch an ihren Einnahmen erlitt, später genötigt, die alte Sitte wieder aufzunehmen.³⁾ *Weise* hat aufer zu Schulzwecken keine Schauspiele geschrieben und legte auf »ihre Aufführungen als Bildungsmittel Wert.« Der Zittauer Rektor sagt z. B. in der Vorrede zu »Lust und Nutz der spielenden Jugend« (vom Jahre 1708): »Dafs die Comödien bey der Jugend ihren sonderlichen Nutzen haben, das ist ausgemacht.« Ihr Nutzen ist ihm ein sehr mannigfaltiger.

Zunächst sollen seine Schüler durch die Schulkomödien

¹⁾ *Fr. Paulsen*, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten etc., 2. Aufl. (1896) I, S. 355; *Möller*, Geschichte des Altstädt. Gymnasiums zu Königsberg, Progr. 1878/79.

²⁾ *Gustav Wendt*, Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts (Sonderausgabe aus Dr. *Baumeisters* Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen), München 1896. S. 12.

³⁾ *H. Palm*, Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts (Breslau 1877), S. 46. — Vgl. *Jos. Bayer*, Von Gottsched bis Schiller (1869).

fürs Leben vorgebildet werden, indem sie recht reden und »zu einer geziemenden Hardiesse aufgemuntert werden.« . . . Ferner wollte er darin die Beredsamkeit lehren, und zwar weniger die öffentliche, die in unsern monarchischen Zeiten wenig anwendbar sei, »da niemand weder bei wichtigen Staats-Handlungen, noch bei gemeinen Angelegenheiten sehr avanciren werde, wenn er seinen Vortrag nach den Ciceronianischen oder nach den Aristotelischen Leisten einrichten wollte,« sondern vielmehr die private, die Kunst, mehr im stillen Kabinett, als auf großem Platze die Leute zu persuadieren. Dazu könnten wol konzipierte Komödien viel beitragen, in denen Personen, Situationen und Affekten aller Art vorgeführt würden, dabei jedem sein Recht in natürlicher Gestalt gethan und das Dekorum doch beachtet wäre. »Endlich gehet wol alles dahin, daß die Regeln der Tugend und Klugheit in anmutigen Reden und Exempeln recommandirt werden,«¹⁾ daß also das Theater eine Schule der Sittlichkeit und Frömmigkeit werde. So könnten also die Schauspiele wol nicht als unnütze Worte und zeitverderbliche Possen betrachtet werden, wie man ihm wol vorgeworfen haben mag, da er sich dagegen vielfach verteidigt.²⁾ Ja seinen Aufführungen scheinen besonders von theologischer Seite »verdrießliche Censuren« entgegengetreten zu sein, gegen welche er außer anderen Gründen auch *Luthers* Autorität in einem Citat aus dessen Tischreden geltend macht. Nicht minder scheint ihn die Autorität eines der bedeutendsten Humanisten und Schulmänner des 16. Jahrhunderts bestimmt zu haben, die des berühmten *Nic. Frischlin*, dessen lateinischen Dramen *Weise* ohne ihn zu nennen in verschiedenen Stücken nachgearbeitet hat und dessen Worte man in den eben citierten Stellen zu hören glaubt. [Der Einfluß dieses genialen Mannes auf die Entwicklung des deutschen

¹⁾ Vorrede zu Lust und Nutz u. s. w. VI.

²⁾ *Fischer* i. Prog. Hildesheim 1862.

Schuldramas ist trotz der schönen Biographie von *D. Straufs* noch lange nicht genug gewürdigt.]¹⁾

Im Laufe des 18. Jahrhunderts kam das lateinische Schuldrama in Abgang: die humanistische Poesie und Eloquenz starb aus, das Berufsschauspielertum entwickelte sich, der Geist des Pietismus und prosaischer Utilitarismus kam auf. In Preußen untersagte *Friedrich Wilhelm I.* 1718 den Schulen die *actus dramatici*, »weil sie die Gemüter vereitelten und nur Unkosten verursachten.« An Stelle der Theateraufführungen drangen die Redeaktus jetzt vor,²⁾ natürlich zunächst meist lateinisch. An Stelle der lateinischen Disputationen werden in den *Francke-*schen Stiftungen in Halle (1717) und am Gymnasium in Göttingen öffentliche deutsche Redeübungen beliebt, deren kuriöse oder gemeinnützige Themata uns freilich vielfach etwas seltsam anmuten.³⁾ Die öffentliche Beredsamkeit in den Gelehrtschulen hat um die Mitte des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht. Von Straßburg i. E. berichtet *Aug. Jundt*, daß etwa bis 1820 in dem dortigen protestantischen Gymnasium die Sitte bestand, »bei Gelegenheit der Preisausteilungen zu Ostern und Michaelis französische und deutsche Dialoge über Gegenstände aus der Natur- und Völkerkunde von den besten Schülern vortragen zu lassen. Derartige Aufführungen, durch welche die Ergötzung und Belehrung sowohl eines geneigten Kreises von Eltern und Freunden als der Handelnden selbst bezweckt war, sind bei uns — sagt *Jundt* — in lebhaftem Andenken geblieben, und mancher nun ergraute »Classenschüler« erzählt noch mit Vergnügen seinen Enkeln von den Schulfesten der alten Zeit, bei denen er als preisgekrönter Schüler der dritten oder vierten Klasse eine thätige Rolle mitspielen durfte. So brauche ich wohl nur die von Magister *Lichtenberger*, *Brummer* u. a. ausgearbeiteten Schulgespräche über die acht Wunderwerke

¹⁾ *Palm* a. a. O. *Christian Weise*, S. 50.

²⁾ *Paulsen* I, 358.

³⁾ *Paulsen* I, 574.

der Welt (den bekannten sieben wurde noch unser Münster beigezählt), über die Entdeckung Amerikas und die erste Umschiffung der Erde, über Flamingos und seltene Mineralien (die bei solchen Gelegenheiten aus dem Museum herbeigeholt und den Zuschauern vor Augen gestellt wurden) zu erwähnen, um bei manchen sogleich frohe und glückliche Stunden der Vergangenheit wieder zu vergegenwärtigen. In diesen dramatischen Übungen vernehmen wir gleichsam die letzten schwachen Nachklänge weit großartigerer Aufführungen, die während der zweiten Hälfte des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine nicht geringe Zierde unserer Lehranstalt gewesen sind.«¹⁾

Von welcher Seite *Schubart* die Anregung zur Veranstaltung dramatischer Schulgespräche erhielt, ist nicht bekannt. Er mochte sie von Nürnberg her bereits kennen; vielleicht ist er auch durch die Schriften von *Chr. Weise* oder — was näher liegt — von dem stürmischen und witzigen Dichter und Philologen *Nikodemus Frischlin* (1547—1590),²⁾ den *Schubart* mit Recht den Bruder seines Geistes nennt, dazu veranlaßt worden.³⁾ Aus *Straufs* wissen wir, daß *Schubart*, in dem Bestreben, »unter seiner Schuljugend Menschenverstand und gute Sitte zu pflanzen,« am Michaelisexamen 1768 ein »Gespräch von den Mitteln, reich zu werden« in seiner Schule halten ließ — »nämlich von einem Dutzend Knaben, deren jeder unter einem entsprechenden Charakternamen — z. B. Gernreich, Duckmaus u. dgl. eine besondere Ansicht über

¹⁾ *August Jundt*, Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Schuldramas im 16. und 17. Jahrhundert. Straßburg, Schmidt, 1881. S. 3.

²⁾ Vgl. *Nikod. Frischlin*: Deutsche Dichtungen, herausgegeben von *D. Fr. Straufs*. Stuttgart, 1857.

³⁾ Vgl. *Schubarts* Gedicht: »Frischlin« (*Hauffs* Histor.-kritische Ausgabe, S. 76 ff.). »In dieser herrlichen Rettung seines Schicksalsverwandten [er wurde auf Hohenurach eingekerkert] und Geistesbruders« hat *Schubart* »eine Selbstschilderung im engsten Rahmen gegeben, selbstbewußt, aber nicht überschätzend« (*Sauer*).

den fraglichen Gegenstand vorzutragen hatte.¹⁾ Das Schulgespräch war im Jahre 1849 im Manuskript noch vorhanden. Ausser dem genannten Schulstück ist ein anderes, etwas zweifelhaftes zu nennen, welches dem Büchlein: »Weil. Chr. Fr. Dan. Schubarts Briefe und Aufsätze, während seines Schulamts in Geislingen seinen Schulkindern diktiert«²⁾ angehängt ist; dasselbe enthält einen Auftritt vor der Schule: 5 Schüler geraten in Händel und streiten sich teilweise in mustergiltigem Geislinger Schwäbisch; schliesslich werden sie vom eintretenden Präzeptor abgekanzelt und bestraft, nicht ohne dass einer gegen das »Präzepterle« remonstriert. Es handelte sich in der Schule unseres poetischen Pädagogen also um kleine Redeübungen zur Förderung des mündlichen Gedankenausdrucks und der Beredsamkeit, worin er selbst Meister war.³⁾ Er wollte seine Schüler auch zu »Bürgern bilden, die sich überall, im gemeinen Leben und bei öffentlichem Auftreten, richtig, geläufig und gebildet auszudrücken vermochten. Der beste Beweis, dass er ein geborner Pädagog war.«⁴⁾ Dass das oben genannte »Gespräch« über das Thema »Von den Mitteln reich zu werden« stofflich und methodisch vorbereitet war, geht daraus hervor, dass jeder Teilnehmer einen bezeichnenden Charakternamen erhielt. *Schubart* mag zwar nicht immer den richtigen Gegenstand, der sich nach seinem Inhalt zum mündlichen Vortrag eignete, herausgegriffen haben; er hat die Pflege dieser hochwichtigen Übung angeregt.⁵⁾ Es gab und giebt

¹⁾ *Straufs, Schubarts Leben* i. s. Br. I, 51 ff.

²⁾ Göttingen, Schnarrenberger, 1835.

³⁾ *A. Holder, »Schubart in der Schule seines Berufes und in der Schule des Lebens«* in der pädag. Monatsschrift *Die Volksschule* von *J. Ch. Laistner*. Stuttgart, K. Aues Verlag, 1887. V. Heft, S. 210.

⁴⁾ *Hauff* a. a. O. S. 66.

⁵⁾ »Ich kann mich von der Überflüssigkeit gesonderter Stunden für deutsche Rede- und Schreibübungen nicht überzeugen,« aber nicht als Beiwerk und Zugaben, sondern direkt und in methodischer Ordnung müssen sie angestellt werden (*Laas, Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten*. Berlin 1872. S. 130 ff.). — *Th. Vogt: Der Encyklopädismus und die Lesebücher* (Wien, 1878), S. 26 ff.

vielleicht heute noch Schulen, in denen man vor lauter Schreiben ganz das Sprechen verlernt.

Wir kommen nun zu *Schubarts* Übungen im Briefstil, von denen wir nähere Kunde haben. »Es gehört gewissermaßen zur allgemeinen Volksbildung, daß jeder lerne, einen Brief zu schreiben; man hat darum beim Unterrichte vorzüglich dem Briefstile eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet.«¹⁾ Schon in den alten Beischulen und Schreibschulen wurde eine gewisse Anleitung zum Briefschreiben und zu Geschäftsaufsätzen gegeben.²⁾ In der Stralsunder Schulordnung von 1560 heißt es: »wen sie nu eine ziemliche schriftt gelernt, sol jnen der deudsche preceptor eine kurtze anleitung geben, wie sie selbst gemeine sendbrieve dichten sollen.« Aber meistens war dieser Unterricht nur fakultativ, während auf allen Schulen höchster Wert darauf gelegt wurde, daß die Schüler — *Ciceros* Briefe waren das klassische Muster — einen eleganten lateinischen Brief schreiben lernten.«³⁾ Um 1700 war eine vollständig deutsch-französische Briefsprache in Deutschland üblich; rein deutsche Briefe gab es damals überhaupt nicht.⁴⁾ Viele empfanden wohl diese Geschmacklosigkeit, hielten aber nichtsdestoweniger, wie *Christian Weise*, daran fest.⁵⁾ Die verbesserte Schulordnung der *Franckeschen* Stiftungen zu Halle vom Jahre 1721 forderte, daß die Schüler eine geschickte Rede, einen wohlgesetzten Brief und ein gutes Carmen machen lernen; auch bei den jüngeren Schülern wurde eine Wochenstunde auf Übung im Briefschreiben verwandt.⁶⁾ Wenn man das

¹⁾ *K. F. Becker*, Der deutsche Stil, neu bearbeitet von *Otto Lyon* (3. Aufl.), 1884, S. 522.

²⁾ *Gustav Wendt* a. a. O. S. 12.

³⁾ *Georg Steinhausen*, Geschichte des deutschen Briefes. Berlin, Gärtner (H. Heyfelder), 1889, I. Teil, S. 120; 1892 II. Teil — eine vortreffliche Arbeit! Vgl. II. Teil, S. 11.

⁴⁾ Ebendas. II, 19.

⁵⁾ *Chr. Weisens* »Curiöse Gedanken von deutschen Briefen u. s. w.« Leipzig, 1698, S. 2.

⁶⁾ *G. Wendt* a. a. O. S. 18. — Vgl. *Paulsen* a. a. O. I, 558.

18. Jahrhundert das klassische Jahrhundert des Briefes genannt hat,¹⁾ so wird man es selbstverständlich finden, daß in dieser Zeit die Jugend besonders zum guten Briefschreiben erzogen wurde. Wie viel Mühe giebt sich nicht *Hamann* mit dem jungen Baron von W., seinem ehemaligen Zögling. Er hat mit ihm einen Briefwechsel »abgeredet«; den Hofmeister des Barons bittet er, nichts weiter zu thun, als »eine Viertelstunde mit ihm über den Inhalt desjenigen, worüber er schreiben will, zu reden und darüber zu raisonnieren;«²⁾ in der Bildung des Briefstils will er selbst freie Hand haben. Er giebt darauf dem Jüngling eine Materie zum Briefschreiben, »den Zchnitt zu einer Reihe von Briefen,«³⁾ und unterhält dann mit ihm eine lehrreiche Korrespondenz. Damit verbindet er eine »Beurteilung« der Briefe.⁴⁾ Er bespricht das »Äußerliche«, tadelt den Mangel an Freiheit, die Beachtung des Formellen — »der gute Geschmack besteht sehr oft in der bloßen Geschicklichkeit, Ausnahmen von Regeln anzubringen zu wissen« —; er will keine »Schau-gerichte gedrechselter Höflichkeit«; ebenso eingehend bespricht er das Schreiben selbst, wobei er vor allem auf »Deutlichkeit, Einfalt des Ausdrucks, Zusammenhang« dringt. Dergleichen gehörte damals zur Erziehung. Wie großes Gewicht legte ferner *Gellert* auf gute Briefe! Er las darüber ein Kolleg und hielt praktische Übungen ab. Er las in demselben als Muster die Briefe der *Lucius* öffentlich vor,⁵⁾ er ließ sich die Produkte der Schüler vorlegen; so »safs er mit dem Grafen Werther und studierte sehr tiefsinnig über einem Briefe, den er seiner Mama zum Geburtstage geschrieben,«⁶⁾ ebenso kritisierte

¹⁾ *G. Steinhausen* I, 302.

²⁾ *Hamanns* Schriften und Briefe, herausgegeben von *Petri*, Bd. I, S. 279.

³⁾ Ebendas. S. 282.

⁴⁾ Ebendas. S. 293 ff.

⁵⁾ Briefwechsel mit Dem. *Lucius*, S. 13.

⁶⁾ Briefe an Frl. v. *Schönfeld*, S. 94.

er *Goethes* Aufsätze, die meist in Briefform geschrieben waren.¹⁾

Es war ein praktischer Zug in der damaligen Schulordnung, daß auf die Wissenschaft des Briefstellens besonderer Wert gelegt wurde. Das Unterrichtsfach, das diesen Namen trug, umfaßte damals Schreibübung, Aufsatz, Weltkunde und (weil die Briefe auswendig gelernt werden mußten) Memorieren und Vortrag zumal.²⁾ Schon die »neue Schulordnung von 1668«³⁾ schreibt vor: »Wenn dann die Kinder einen feinen Buchstaben erlernt [nach unserer Wahrnehmung etwa vom 12. Jahr an], so soll der Schulmeister ihnen alle Wochen mindestens ein Mal etwas in *forma epistolae* diktieren, solches hernach korrigieren und sie daraus judizieren [bezeugnissen], dergestalt sie etwas aus dem Sinn schreiben lernen, da sie es sonst nur abzumalen pflegen, und es alsbald bei ihnen ansteht [Anstand giebt], wann sie dene Eltern nur ein schlechtes Brieflein schreiben sollen.« — Zweimal in der Woche, am Dienstag und Freitag, sollte nachmittags »Brief diktieren, Schriften bieten und korrigieren und Singen«, mehrmals am Vormittag »Aufsagen« (Buchstabieren und Lesen) in Briefen, Geschriebenem und Gedrucktem stattfinden. Dieser Schematismus von 1668 scheint noch 100 Jahre hernach genau befolgt zu sein. Wenn ein Fach des Volksschulunterrichts unserem poetischen Schulmeister zusagen mußte, so war es dieses Diktat, und daß er dasselbe gegeben, wie nie einer weder vor noch nach ihm, wird aus den späteren Mitteilungen ersichtlich sein.⁴⁾

¹⁾ *Schöll*, Briefe und Aufsätze v. *Goethe*, S. 20. — Vgl. *G. Steinhäusen* a. a. O. S. 326.

²⁾ *Nägele* a. a. O. 173.

³⁾ *Klemm* in den *Neuen Blättern* etc. 1883, S. 106 ff.

⁴⁾ Man wird an *Fr. Aug. Wolfs* bekannte Forderung an den Lehrer erinnert: »Habe Geist und wisse Geist zu wecken!« d. h. »sei bei der Sache mit geistesfrischer Teilnahme, die den Schlendrian verschmäht, dann wirst du Interesse für die Sache erregen und Verknüpfungsfäden im Geist des Schülers finden, die Selbstthätigkeit mit zu fördern.«

Eine Frage könnte sich noch erheben: Wann hat *Schubart* begonnen, seinen Unterricht hierin so originell zu gestalten? Wir haben solche Diktate nur aus den Jahren 1766—1769, und zwar, wie es scheint, nur diejenigen, welche uns der noch öfter zu erwähnende *Joseph Fischer*, dessen 12. bis 15. Lebensjahr in diese Zeit fällt, erhalten hat. Es liegt aber wohl die Vermutung nahe, daß *Schubart* gleich von Anfang an diese Unterrichtsweise ergriff, und die Diktate der ersten Jahre nur verloren gegangen sind. Sicher ist dies von den religiösen Diktaten, die nicht mit den oben erwähnten identisch sind und wahrscheinlich in den Religionsstunden geschrieben wurden. Schon unter die Todesgesänge vom Herbst 1766 nahm *Schubart* solche religiöse Schulgedichte auf, welche samt den geistlichen Liedern des Anhangs dieser Sammlung zu einem Cyklus gehören, der aus einer früheren Zeit als derjenigen der Veröffentlichung derselben stammt. *J. G. Fischer* hat in seinem Aufsatz: »Mitteilungen über Schubarts Lehrerzeit« (im Morgenblatt für gebildete Leser 1859, Nr. 3 und 4) eine Besprechung dieser religiösen Diktate vorangestellt, und er teilt mit, in welcher Weise *Schubart* bei der orthographischen Korrektur (?) einige derselben gleichsam zu einer neuen, fast ausnahmslos besseren Improvisation umgeschaffen. Was von diktierter Poesie in den Heften vorliege, dem hafte fast durchweg ein in jener Zeit der volksmäßigen Dichtkunst überhaupt eigentümlicher, namentlich aber die Improvisation kennzeichnender Ton des Bänkelsängertums an, der kaum den Sänger der Fürstengruft und so vieler Kraftpoesien erkennen lasse. Von einem Gedicht aber wird betont, daß es »*Schubarts* Geist, wie wir ihn uns zu denken gewöhnt sind, in weltlichen wie in geistlichen Dingen geharnischt, recht charakteristisch abspiegelt,« das Lied: »Jesus, weinend über Jerusalem.«¹⁾ Man werde nicht sagen können, daß

¹⁾ Ein größerer Teil davon ist abgedruckt in »*Schubarts Gedichte*«, historisch-kritische Ausgabe von *Gustav Hauff* (Leipzig, Reclam), S. 270. (S. unten.)

in solcherlei Poesie ein besonderes Gefühlschristentum sich ausspreche, aber es zeige sich darin auch nichts, was entfernt der Lust zur Übung irgend einer Kritik gegen den ererbten orthodoxen Glauben ähnlich sähe.

Über die eigentlichen Schuldiktate, die Briefe, sagt *J. G. Fischer*: »Die Diktate, abwechselnd prosaischer und poetischer Natur, sind mit Ausnahme einiger Fabeln von *Gellert* und anderen, damals neuen Dichtern, sowie etlicher in Briefform diktierte Tagesneuigkeiten, lauter improvisierte Erfindungen der *Schubartschen* Muse und sind geeignet genug, ein deutliches Bild des sprudelnden, witzigen, scharfen, schlagenden, zugleich derben und innigen Poetennaturells zu geben. . . In den verschiedensten Richtungen, außer der religiösen in geschichtlicher, bürgerlicher, beruflicher, hat *Schubart* seine Schüler durch die Diktate, in denen er sie fast immer selbst reden läßt, unterwiesen, sie sittlich und intellektuell zu befestigen gesucht, und das mit einer Kraft und Keckheit der Sprache, wie man sie heute schwerlich mehr in irgend einer Schule anwenden dürfte.«¹⁾ Vom Charakter der Diktate sagt der Referent, der selber »ein geborenes Nachbarkind Geislingens« ist: »Wie er selbst in der rapiden Improvisation flüssig und melodisch war [namentlich in manchen zu Volksliedern gewordenen Gedichten, die übrigens wohl nicht minder rapid improvisiert waren], davon sollen die Diktate Zeugnis geben. Und zwar war er es recht in schwäbischer, wenn man nicht noch näher sagen will, in Ulmer Art. Geislingen hat ja so ganz den Ton und Schlag der Ulmer Sitte und Sprache, und in ihn hat sich *Schubart* auch in seiner Schule vollkommen hinein zu denken gewußt. . . .« Über den Wechsel im Ton, nament-

¹⁾ »Klassisch ist freilich *Schubarts* Prosa nicht; aber die wilden Schöfslinge, die üppigen Auswüchse seines Stils wurzeln in einer Überfülle von Geist und Genie oder, wie *Straußs* sich ausdrückt, seine Fehler sind Fehler des gutmütigen Überflusses. Vor dem verwilderten Stil der Gegenwart darf sich *Schubarts* Deutsch kecklich sehen lassen.« (*Hauff*, *Schubart i. s. Leben und Wirken*, S. 365.)

lich darüber, daß »der Dichter nach einer begeisterten religiösen Erregung im gleichen Atemzug in Ausdrücken der derbsten und rustikosesten Weltlichkeit sich ergeht,« äußert sich *Fischer* dahin, daß dadurch kein Zweifel an der Echtheit der ersteren entstehen dürfe, sondern daß hierin das Nebeneinander von Geistlich und Weltlich in *Schubart*, »wie es eben gährende, halb dämmerige, halb lichte Zeiten und Persönlichkeiten bezeichnet,« mit einer stellenweise sogar »ehrlichen, liebenswürdigen Naivität« sich bekunden. Dieser Wechsel ist nicht mehr und nicht weniger auffallend als ähnliche Absprünge in *Schubarts* Briefen.

Manche der Diktate könnten »Kulturbilder« aus dem alten Geislingen, bzw. Schwaben genannt werden. Einige handeln von den Jungen, den Schülern und Lehrlingen, andere von den Alten, besonders den Eltern; die ersteren beschäftigen sich bald mit den Tugenden und Fehlern (besonders der Dummheit, Faulheit, Unreinlichkeit und Pöbelhaftigkeit), bald mit den Leiden und Freuden der Knaben (so mit dem künftigen Beruf, dem Schulbesuch und Lernen, dem Singen und Schreiben, dem Schlittensfahren, Kinderfest, Spielen, Märbeln, Geldverputzen, Schlecken u. dgl.). Besonders hervorzuheben ist, daß *Schubart* längere Anleitungen über das Briefschreiben selbst,¹⁾ und zwar teilweise in Briefform giebt, sodann daß er jedes Jahr seinen Schülern eine Menge Neujahrswünsche²⁾ zur Auswahl und beliebigen Verwendung diktierte.

¹⁾ Auch noch später beschäftigt er sich mit dem Theoretischen dieser Wissenschaft. Im 5. Stück der »Deutschen Chronik 1774« ärgert er sich über einen sogar auf einer schwäbischen Hochschule wiederholt aufgelegten schwäbischen Briefsteller, welchen mancher schwäbische Handwerksbursche auszuzischen Geschmack genug habe.

²⁾ Über die Sitte der Neujahrswünsche schreibt er auf der ersten Seite der »Deutschen Chronik 1775«: »Schwerlich wird eine Provinz in Deutschland sein, wo die Neujahrswünsche mit einer so gewissenhaften Pünktlichkeit auf Kanzeln, Kathedern, Rathäusern, Gassen und Straßen beobachtet werden, als in Schwaben. . . .

Das Verfertigen und Diktieren dieser Schulstücke hatte für *Schubarts* Entwicklung selbst die Bedeutung, daß er sich hier in einer Thätigkeit übte, die halb pädagogischer, halb journalistischer Art, ein Vorspiel seiner späteren Schriftstellerei war. Für das damalige Geislingen mochten diese Diktate geradezu eine geistige Speise sein, vielleicht von besserer Art, als manche modernen Amts- und Intelligenzblätter. Verschiedene Stücke seiner »Chronik« haben mit den Diktaten Ähnlichkeit und Berührung, so 1774 S. 37/38, 1775 S. 58 f., 1776 S. 52, 199, 572 ff., 657. Auch die Briefe im »Neuen Rechtschaffenen« erinnern mitunter an die Diktate. Der in dem Briefe an seinen Bruder Jakob (11. März 1768) ausgesprochene Plan, die Schulbriefe unter dem Titel »Briefe Hiobs des Zweiten« zu veröffentlichen,¹⁾ beweist, daß sich *Schubart* der Originalität seiner Erzeugnisse bewußt war. Sicher hatte er denselben zwar manche Widerwärtigkeit, aber eben so sehr auch seine Popularität zu verdanken. Vielleicht sind noch da und dort in deutschen Landen Hefte aus *Schubarts* Schule zu finden. Denn sie scheinen sich schon frühe rasch verbreitet zu haben, sowie auch später seine Gedichte vom Hohenasperg aus »wie leichte Sommerfäden durchs Land flogen«.

Schubarts Schuldiktate, auf die wir hier näher einzugehen Veranlassung haben, sind uns in vier Quellen erhalten. Die wichtigste Quelle bildet die Sammlung von elf Schulheften, welche sich im Besitze der Frau Direktor *B. Bertheau* in Memmingen befindet.²⁾ Daß diese Hefte

Gedruckte und ungedruckte Zettelchen flattern wie Schneeflocken von Hand zu Hand.« (*Schubarts* vermischte Schriften herausgegeben von *Ludwig Schubart*, Sohn; I. Teil, S. 234.)

¹⁾ *Straufs* a. a. O. II, 162.

²⁾ Die jetzige Besitzerin hat sie einst von Hans Marx Frauenknecht (derselbe starb wohl, 80 Jahre alt, 1826), Bürgermeister in Geislingen, erhalten, welchem sie von *Joseph Fischer*, der sie in der Schule 1766—69 geschrieben, 1812 mit einem besonderen Begleitschreiben geschenkt worden waren (vgl. *Nägele* a. a. O. S. 345). Das Begleitschreiben beginnt mit folgenden Worten: »Ich übermache

Originale sind, wirkliche Schulhefte aus der Zeit von 1766—69, kann trotz der Eigentümlichkeit der Handschrift, die fast die eines Erwachsenen und nicht immer die gleiche zu sein scheint, nicht bezweifelt werden. Einige sind dadurch in ihrer Echtheit unanfechtbar, daß sie einige Worte und Änderungen enthalten, die *Schubart* selbst geschrieben hat. Auffallen muß in rein schulmeisterlicher Hinsicht das Fehlen einer Korrektur durch den Lehrer; Gelegenheit hätte es genug gegeben, namentlich auch bei Schwankungen in der Orthographie. Vielleicht sollten die Hefte Reinschriften sein, die der Lehrer selbst nicht mehr durchsah; hierzu hätte *Schubart* kaum Zeit gehabt. Die paar Änderungen dürften im Herbst 1766 entstanden sein, wo *Schubart* aus Anlaß der Herausgabe der Todesgesänge an eine Veröffentlichung seiner religiösen Schuldiktate dachte. — Eine zweite Sammlung befindet sich im Besitz des Dichters *J. von Günthert*, Obersts a. D. in Stuttgart, und besteht aus 50 Abschriften, die demselben in den 60er Jahren von einem Landjäger aus Geislingen geliefert worden waren. Dieser hatte wahrscheinlich eine der damals noch vorhandenen Originalsammlungen vor sich, aus der er eine beliebige Anzahl auswählte. — Eine dritte schätzbare Quelle bildet der bereits mehr erwähnte Aufsatz von *J. G. Fischer* (Morgenblatt 1859 und Bes. Beilage des Staatsanzeigers f. Württemberg 1882), insofern derselbe einige Diktate enthält, die in den verloren gegangenen Heften standen. — Endlich haben wir noch ein seltsames und seltenes Büchlein: »Weil. Christian Friedrich Daniel Schubarts Briefe und Aufsätze während seines Schulamts in Geislingen,

Ihnen hiermit die Überreste von *Schubarts* Werken, welche er dazumal seinen Schülern so in die Feder diktierte, um sie im Briefschreiben zu üben. — Sie sind eben so; wie sie in schnellem Diktiren hingeworfen sind, und wie eben junge Bursche schreiben — Ich hatte 3mal mehr [er] als die gegenwärtige sind; und durch das öftere Hinleihen kam ich nach und nach um die schönsten . . .« — — Es waren damals 13 Hefte, 2 sind, wie es scheint, verloren gegangen.

seinen Schulkindern diktirt. Göppingen, gedruckt und zu haben in der Schnarrenbergerschen Buchdruckerei« (1835). In der Vorrede teilt der Herausgeber (»die Buckdruckerei«) mit: »Ein Heft dieser Briefe und Aufsätze fand sich unter den Papieren einer noch lebenden Schwester der *Schubartschen* Ehegattin. An der Authentizität derselben ist nicht zu zweifeln.« Der Abdruck scheint, mit Ausnahme der Orthographie und einiger Mißverständnisse, die wohl schon in diesem »Hefte« standen, ganz genau, ja er ist so getreu, daß sogar einige durchaus nicht passende Daten des Heftes beibehalten worden sind. Prof. *Nägele* (a. a. O. S. 347) spricht folgende Ansicht aus: Die in der Vorrede des Büchleins genannte Besitzerin des Heftes ist diejenige Schwägerin *Schubarts*, deren Gatte, *Jak. Heinrich Kieser*, 1780—86 Schullehrer, 1786—1825 Kantor in Geislingen war. Das Heft wird keines aus *Schubarts* Schule gewesen sein, aber die Diktate stammen größtenteils von ihm. *Kieser* hat sich für seinen Schulbedarf ein Heft angelegt, in welches er teils mit, teils ohne Beibehaltung des ursprünglichen Datums neben einigen eigenen Diktaten und einigen Nachahmungen solche seines Schwagers *Schubart* einfach abschrieb.

4.

Von den in großer Zahl bekannt gewordenen Schuldiktaten *Schubarts* (*Nägele* kennt 185) bringen wir die folgenden zum Abdruck. Es tritt in ihnen in mannigfach wechselnden Weisen, in Liedern, Erzählungen und Briefen das Bestreben hervor, bald das religiöse Gefühl der Kinder anzuregen und zu läutern, bald sie über Dinge des praktischen Lebens aufzuklären, bald auch ihren Blick über den engen Horizont ihrer nächsten Umgebung hinaus auf die allgemeinen Interessen, selbst des politischen Lebens hinzuweisen.¹⁾ Nicht selten findet sich in

¹⁾ *Lessings* Wort: Man solle die Schüler »aus einer Scienz in die andere hineinsehen lassen« (Abhandlungen über die Fabel, V). Vgl. unsere Arbeit: »*Lessings* Pädagogik« in den »Deutsch. Blättern« 1878, Nr. 35—38, S. 287.

diesen Ergüssen des *Schubartschen* Geistes Anlaß, den eigenartigen dichterischen Schwung desselben zu bewundern, häufiger noch erfreuen wir uns an seinem Witz, seiner unerschöpflichen Laune, die sich freilich in der Regel der didaktischen Tendenz untergeordnet hat;¹⁾ doch ist bisweilen auch wohl der Humor mit ihm durchgegangen, und es werden den Kindern Erzählungen in Versen oder in Briefform diktiert, bei welchen man nach dem *fabula docet* vergeblich fragen möchte.«²⁾

Lehrhafter Art sind die Diktate, welche bestimmt waren, den Schülern den Unterschied der vier Temperamente anschaulich zu machen. Im Jahre 1764 war in Königsberg die bekannte Abhandlung *Kants* über die Gefühle des Schönen und Erhabenen³⁾ erschienen, in welcher sich die durch anmutige Behandlungsweise und Scharfsinn gleich ausgezeichnete Darstellung der vier Temperamente findet. Die Temperamente sind natürliche Anlagen für Gefühle und Affekte. *Kant* unterschied Temperamente des Gefühls und der Thätigkeit; die letzteren werden besser Temperamente der Erregbarkeit genannt (siehe *Herbart*, Lehrbuch zur Psychologie § 131). Auf das Gefühl beziehen sich das sanguinische und melancholische (das heitere und das trübsinnige), auf die Erregbarkeit das phlegmatische und cholerische (das schwer bewegliche oder ruhige und das leicht reizbare). Ihre Gründe können nur in dem Leibe und seinem Einfluß auf die Seele gesucht werden.⁴⁾ Die Schilderungen, die *Kant* von den einzelnen Temperamenten in seiner An-

¹⁾ *J. G. Fischer*, Mitteilungen aus *Schubarts* Lehrerzeit, im Morgenblatt für gebildete Leser von 1859, S. 49—54 und 84—89.

²⁾ *Adolf Wohlwill*: »Beiträge zur Kenntnis *Chr. F. D. Schubarts*« im Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. VI (1877), S. 342 bis 391.

³⁾ »Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen« (S. 27 ff.). — Vgl. Prof. *Vaihingers* »Kantstudien« I, S. 4 ff. und II, 139 ff., 380.

⁴⁾ *Volkmann*, Lehrbuch der Psychologie, 3. Aufl. (1884), S. 213. — *Drbal*, Lehrbuch der empirischen Psychologie, 5. Aufl., S. 288.

thropologie entwarf, genossen einen großen Ruf und sind ein schönes Andenken seiner scharfen Beobachtungsgabe.¹⁾

Schubart — ein großer Verehrer *Kants* — diktierte im Jahre 1767 seinen Schülern vier Briefe, die er vier verschiedenen jungen Leuten in den Mund legt, deren jeder eins der vier Temperamente möglichst einseitig vertritt. Im folgenden Briefe (5.) sucht er nachzuweisen, daß nur eine glückliche Mischung der Temperamente den harmonischen Menschen mache. Die Briefdiktate zeigen zugleich, wie *Schubart* einen für die Schüler eigentlich zu hoch liegenden Stoff dem jugendlichen Fassungsvermögen anzupassen verstand,²⁾ und wie er die Schilderung durch einzelne kräftige Striche und starke Farben,³⁾ die vielleicht nicht ganz getreu waren, wirksam zu machen wufste.⁴⁾

Schreiben eines sanguinischen Knaben:⁵⁾

»Mein lieber, lustiger, runder Vetter!

Was machst du mein Schatz? Springst du noch, wie ein Hirsch und hüpfest wie ein junger Bock? Was macht dein Schlitten? Das

¹⁾ *Herbart* stimmt in seinem Schema mit *Kant* überein. Eine weitere Durchführung für pädagogische Zwecke und teilweise Abänderung unternahm *Herbart* sodann in seinen »Briefen über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik«. (*Willmann*, Pädagogische Schriften II, 277.)

²⁾ Man macht von den didaktischen Briefen gewöhnlich Gebrauch, »wenn man eine wissenschaftliche Belehrung popularisieren und sie einer einzelnen Person oder einer besonderen Klasse von Menschen, die nicht mit den wissenschaftlichen Vorkenntnissen ausgerüstet sind, zugänglich machen will; darum besteht die eigentliche Aufgabe der didaktischen Briefe darin, daß man die didaktische Form der Darstellung, so viel als möglich ist, der gewöhnlichen Umgangssprache näher bringe, und dadurch Begriffe und Gedanken, die an sich nicht leicht verstanden werden, verständlicher mache.« (*Becker* a. a. O. S. 526.)

³⁾ Man hat die Temperamente häufig geschildert; in allen diesen Schilderungen, so geistreich sie mitunter lauten, bemerkt man aber, daß man die Extreme vorzugsweise vor Augen gehakt, und dabei noch anomale Zustände hinzugedacht hat. (*Drbal* a. a. O. S. 289.)

⁴⁾ Auch in seinen Briefen streift *Schubart* ab und zu die Frage des Temperaments. (*Straußs* a. a. O. 206.)

⁵⁾ Orthographie ist in allen Diktaten beibehalten.

ist doch heuer ein vortreffliches Schlittenwetter. Es geht einen Berg hinunter, dass kein Adler uns nachfliegen könnte. Nichts ist lustiger, als wann unsere Schlitten zuweilen über einen Hügel hinüber hopseln. Ha, ha, ha, ha, ich muss noch lachen. Gestern ist der Peter Langbein über den Schlitten herunter geflogen, als wie ein Luftspringer. — Es ist halt eine Freud iung und froh zu seyn. Juhe Bruder, wann nur unser alter Graubart nicht wäre, du kennest ihn schon, und unsern Präceptor, den ewigen Zuchthausmeister kan ich auch nicht leiden. Da soll man immer lernen, immer sein Köpfflein henken, immer Brief schreiben, und die närrische Sportographie oder Dortographie treiben — Gehorsamer Diener Herr Präceptor. Wollen Sie mich zu einer Nachteule machen? Ei mein schöner Herr, sind Sie doch so gut und guken Sie zum Fenster hinaus, wann ich heute mit meinem Schlitten vor ihrer Nase vorbeystechen werde — Hopsa liebes Brüderlein, lustig müssen Buben seyn. Was lernen! unsere Schul ist ia so finster, wie eine Wachtstub — wir werden dennoch was wir werden sollen — man muß unserem Präceptor etwas blasen. — Aber ietzt fahr ich Schlitten. Komm her du lieber Stachel. — Hola Bruder, Michel, Stoffel, Martin, Heinrich, Hanss, und wer ihr alle seyd, fahrd mit! steht zu! Juhe Bruder Friz, das Ding geht wie der Bliz! — Gute nacht kleines 6.Pfennig Häfelein. Ich bin voller Freuden
dein lustiger Freund

Hansswurstburg d. 1^{sten} Aprill.

Martin Hopsasa.«

Schreiben eines cholerischen Knaben:

»K a m e r a d!

Du sagst imer, ich soll an dich schreiben, aber meinst dann du, ich habe sonst nichts zu thun als mit dir umzugehen. Sey froh, dass du diesen Brief kriegst und ein andersmal kann der Herr warten, biss es mir einfält, einen Brief zu schreiben. Unter uns pasiert eben nichts neues auser dass ich fast alle Tag mit meinen liederlichen Kameraden Händel habe. Ich prügte sie zusammen dass sie Oel geben möchten. Gestern habe ich den Christoph Flink bey der Gurgel angepakt, dass er gequäkt hat. Den Michel Haasenfuss hab ich erst heute früh beym Schopff genommen und ihn geschüttelt, dass ihm die Zähne gewakelt haben. — Die Hundsfütter! Die Tropffen! Wollen einen ehrlichen Kerl scheren. He! Beym Henker. Ich peitsche diese Lumpenkerls noch zusammen, dass sie durchsichtig werden möchten! — Glaub mir Bruder; ein ehrlicher Kerl lässt sich nichts thun, er schlägt, er stosst, er beisst, er haut um sich, wie ein wilder Eber. Haasenseelen sind das. Tropffen sind das, alte aussgemergelte Spittalweiber sind das, die sich von einem iedweden Scherenschleiffer, der überzwerg daher kommt coujonieren lassen. Wann ich nur ein Preussischer schwarzer Husar wäre, ich wollte mit meinem scharf ge-

schliffenen Söbel mitten unter alle Hundsfüter hinein rennen und ihre Dummen Schedel wie Krautsköpfe, hinwegschlagen. — Ha! Courage muss man haben, sonst ist man aller Tropfen Bruder. — Ich arbeite iezo Tag und Nacht, wie ein Pferd, damit ich einmal ein rechtschaffener Kerl werde. *Aut Caesar, aut nihil.* Entweder alles, oder nichts, entweder Burgermeister oder Amtsknecht. — Meine Kameraden sollen mich gewiss nicht einholen. Die Gänsköpfe kriechen im Lernen so langsam, wie Schneken. — Ei hast du auch gehört dass die Polaken so wurmicht seyn sollen? Wann sie nur einander zusammen hauden, dass ihre Köpfe wie Spazen, in der Luft herum Tanzten. — Aber ich habe genug geschwätzt. Lebe wohl wenn du kanst. Ich heise

Hanss Tollkopff.

Husaarenburg d. 26. Jenner 1767.

N. N.«

Schreiben eines melancholischen Knaben:

»Mein theurester, mein liebster Freund!

Mitten in meiner Einsamkeit, in der ich wie eine Nachteule size und mich den schwarzen Grillen überlasse, vernehme ich die traurige Nachricht, dass dich Gott mit einer schwehren Krankheit heimgesucht hat. Ach mein Bruder, mein Freund, mein Geliebter, wie viel tausend Thränen hab ich schon um deinetwillen vergossen! so soll ich dich verliehren? Nimmermehr dein holdes Angesicht sehen? Nimmermehr vor Freuden an deinem Halse weinen? Nimmermehr mit dir durch Blumen gehn, am rieselenden Bach stehen bleiben, und gen Himmel hinauf sehen und Gott danken, dass Er uns beede erschaffen hat! o mein Bruder Jonathan, wie beugst du mich, mein Bruder Jonathan wie beugst du mich! — Vieleucht schon iezo bist du gestorben. Ich sehe den Todesschweis auf deiner Stirne, dein gestandenes Aug' deine eingefallene und Todbleiche Wangen, deine blauen Lippen, dein zugespiztes Kinn, dein versteltes Gesicht, deine abgestorbene Hände, deine verschrenkte Füße, dieser schröckliche, dieser fürchterliche Anblik ist beständig vor meinen Augen. — Gestern bin ich beim Mondschein über die Mauren des Kirchhofs geklettert, habe mich auf ein verfallenes Grab gesetzt, einen blinden Totenkopff in meine Hand genommen, diesen gelben, haarichten Schädel geküsst und dem Tod, dem Ende alles meines Jammers gerufen: komm süsser Tod, wische mit deiner dirren Hand die Thränen vom Antliz! bringe mich zu meinem Bruder! ach zu meinem Bruder! und mich dauchte, ich hörte auf dem ganzen Kirchhof ein tiefes, hohles, murmlendes Ach! Ach! Ach! erschallen. — Aber der Tod kommt noch nicht. Und die ganze Welt ist mir verhasst, meine Kameraden sind mir verhasst, alle Freuden sind mir verhasst. Soll ich dann selbstn mein Leben endigen? Ach, ich wünsche mir nichts mehr in der Welt, als in der

schröklichsten Wüste, wo ewig kein wanderer hinkommen wird, in der Höhle eines schröklichen Felsens, einer still rauschenden Quelle mein Leben zu zubringen. Mit Nägeln wolte ich die Wurzeln aus der Erde scharren und mich so lange damit nähren, biss der Tod mein schwindsüchtiges Gerüppe in das Grab werfen würde. Lebe wohl. — Lebe ewig wohl Bruder. Ich werde dich nimmer sehen. Aber mein toder Staub soll sich noch nennen

Deinen
getreuen Freund und Bruder

Mitternacht d. 28. Jenner 1767. Franz Einsüdler.«

Schreiben eines phlegmatischen Knaben:

»Hochgeehrtester Herr Vetter,

Sind Sie doch nicht böse, dass ich schon 3. viertel Jahr nicht an Sie geschrieben habe. Aber es hat warlich nicht seyn können; ich habe schon bald ein Jahr keine Feder mehr angeregt. Ich bekomme gleich das Kopfweh, wann ich mich so lange auf das Papier hinbücken muß. Mein Vatter und meine Mutter ist wohl auf. Ich muss alle Tag zweymal in die Schul gehen, welches mich entsezlich sauer ankommt. Dann denken Sie nur, Herr Vetter, Es sind 25 Schritt von meinem Hause in die Schule. Ich bin oft steinmüde biss ich hinkomme. In der Schule seze ich mich auf meinen Bank, rege keine Ader und schlafe allgemach ein. Mein Präceptor weckt mich wohl manchmal sehr unfreundlich auf: aber es thut nichts, ich schlafe gleich wider. Ich weiss nicht recht, wie es kommt: sobald ich schwarz auf weifs seh, so bekomme ich den Schwindel, und wann ich bethen soll, so geht alles mit mir im Ring herum. Mein Präceptor nennt mich wohl manchmal einen Eselskopff, aber was thut das! Die Esel sind doch auch artige Thierlein. Ich bin doch auch so Dum nicht, als man meint. Ich kan bald das erste Hauptstük und das Sprüchlein; Also hat Gott die Welt geliebet, kan ich auch schier auswendig, und werde doch erst auf die Kirchweyh, wils Gott, 16. Jahr alt. Ach wann ich doch einmal, ein recht ruhiges Leben kriegte, als wie mein Vetter, der Franz Schmerbauch. Dieser sizt den ganzen Tag in einem Grossvatter-Sessel und in einem alten pohnischen Pelz hinter dem Ofen; raucht eine Pfeife Lauswenzel, trinkt des Morgens 16. Schaalen Cofee isst des Mittags 3 Pfund Ochsenfleisch, trinkt 2. Maass Braunsbier dazu, verrichtet sein Mittags-Schläflein, biss Abends um 5 Uhr, nimmt noch ein Pfund Käss, 4 Maass Braunsbier und anderthalb Schoppen Brantewein zu sich und lässt sich allgemach ins Bett führen. Er erzürnt sich nicht, er erfreut sich nicht, er lacht nicht, er weint nicht; sondern er bleibt in einer ewigen Ruhe. Ach wann mir doch Gott auch ein solches Leben gebe! Ich wollte lieber

im Spittal in Ruhe, als in einem fürstlichen Pallast in Arbeit leben. Gott wird auch meine Wünsche erfüllen, dann ich bin so fromm wie ein Lamm. In der Kirch size ich so steif (Correctur: sinnig), das ich wie der Perpendikul an der Uhr hin und her wakle, wann man an mich stosst. Gestern hat mir der iunge Courage eine Mauschelle gegeben, aber ich habe ihm einen Halbbazen geschenkt, dass er mir nichts mehr thun soll. — Schlittenfahren und Springen mag ich auch nicht, wie meine Cameraden, den es frührt mich sogleich und ich könnte ia auch einmal eine Hand oder einen Fuss abbrechen. — Die Tischlade, der Ofen und mein Bett sind meine 3. liebste Stüke in der Welt! O mein Bett! — Ja, ia — Herr Vetter — ach lieber Gott — Gutenacht Herr Vetter — O meine liebe Tischlad! o wie gut — Hutsch! Hutsch.

Faulberg d. 3. Febr. 1767.

Franz Schlafhaub.«¹⁾

»Mein Herr!

Sie haben recht, wann Sie behaupten, dass derienige Mensch glücklich sey dessen Blut ordentlich gemischt ist und der also ein gesundes und glückliches Temperament hat. Es sind mir nemlich 4 Briefe zu Gesicht gekommen, welche mein Herz mit einem wahren Mitleiden angefült haben. Welch ein frecher, ziegelloser und leucht-sinniger Mensch ist nicht Martin Hopsasa! Er hat keinen üblen Kopff, aber er ist viel zu flüchtig, als dass er etwas ernsthafts begreifen könnte. In der Schule und in der Kirche ist er in einer beständigen Unruhe, wie Quecksilber. Bald rutscht er hin, bald rutscht er her bald zupft er seine Kameraden, bald nagt er an seinem Huth. Wann er lernen soll, so pfeift er, wann er bethen soll so lacht er, wann er gehen soll, so hüpfet er und kurz Martin Hopsasa ist ein iunger Narr, der niemals etwas rechtschaffenes werden wird, als biss er gescheid ist. Hanss Tollkopff hat zwar vortrefliche Gaben, er lernt gut und führt sich in verschiedenen Dingen vortreflich auf.

¹⁾ »Die Gefahr, welche den Phlegmatiker bedroht, ist die, in Bewegungslosigkeit und Unthätigkeit zu erstarren, einer Passivität, die auf dem Boden der Geschichte, wie das Schicksal eines Eli, eines Ludwig XVI. beweist, in ihrem Schofse das Gericht einer tragischen Vergeltung trägt, die aber auch in den kleineren Verhältnissen der Alltäglichkeit das Leben mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit belastet. Wenn aber der Phlegmatiker dieser Versuchung zu einer kraftlosen Passivität mit sittlicher Energie begegnet, so bietet ihm andererseits sein Temperament für die Ruhe des Gemütes, für die innere Harmonie des Lebens eine gewisse Naturgrundlage dar«. (Voigt im Lehrbuch der Pädagogik von Schumann-Voigt, 10. Aufl. (1898), S. 15.

Aber er thut nichts Gottes halber sondern alles seinethalber. Man darf ihn nicht grum ansehen so bekommt mann entweder ein grobes Wort, oder eine Mauschelle. Mit seinem Raufen und schlagen wird er sich allenthalben bey iedermann verhasst machen und öfter Gefahr laufen entweder zu einem Krüppel oder gar tod geschlagen zu werden. Wer mit seinem tollenkopf wie ein Stier mit seinen Hörnern durch die Welt rennen will prellt öfters so gewaltig an, dass er seinen Kopff zerstösst. Der gute zärtliche Franz Einsüddler dauert mich er hat das beste Herz von der Welt. Aber er weint immer er trauert immer, er sitzt immer im Winkel wie ein Käuzlein in verstörten Stätten und thut, als wann ihm Gott nimmer gnädig wäre. Ein solcher Winsler und Heuler taugt zu nichts, als zu solchen Klagweibern, die um das Geld ieden Toder beklagen. Er stelt sich immer das ärgste vor und wann er eine kleine Röthe am Himmel sieht, so glaubt er schon ganz Ulm stehe im Feuer. — Aber was sollte ich von Franz Schlafhaub sagen? Er ist von einem Perückenstock in nichts unterschieden, als dass er sich ein bisschen regt. Ein solcher Mensch ist in der Welt immer das 5te Rad am Wagen. Und er ist weder zum guten noch zum bösen aufgelegt. Wohl demnach demienigen, welcher weder zu lechtsinnig noch zu hizig, noch zu traurig, noch zu träg und Phlegmattisch ist, sondern in allen Stücken die weise Mittelstrase zu erwählen weiss.¹⁾ Ich verharre mit aller Hochachtung

Dero
ergebenster Diener
Jakob Klug.«

Weifsheitsstadt d. 6ten Febr. 1767.

Auch folgendes Diktat dürfte ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen.²⁾

»Geisslingen d. 10ten November 1768.

Mein Herr,

Sie haben die Gütigkeit, mich zum Schreiben aufzumuntern und mit meinen Schwachheiten vorlieb zu nehmen. Sie werden es also auch

¹⁾ Eigentliche Temperamentsmenschen sind selten und gewähren einen fast unheimlichen Eindruck. Im allgemeinen hatte *Beneke*, dessen Bekämpfung der Temperamentenlehre mit der der Herbartischen Schule übereinstimmt, recht, wenn er sagt: Jeder Mensch kann zwanzig bis dreißig und mehr Temperamente zugleich haben (Lehrbuch § 345). Das wirkliche Temperament ist in der Regel ein Temperament aus Temperamenten. Die neuere Psychologie hat die einst so reich kultivierte Temperamentenlehre entweder gänzlich fallen lassen oder doch auf ein bescheidenes Minimum zurückgeführt (*Volkmann a. a. O.* 211).

²⁾ *Wohlwill* in *Schnorrs Archiv* VI. Bd., S. 354 ff.

erlauben, wann ich Ihnen heute eine artige Geschichte erzehle, die sich erst kürzlich zugetragen hat:

Nicht weit von Crailsheim wohnte ein vornehmer und ungemein reicher Anspachischer Beamter, mit Nahmen Herr von Buttwez. Dieser hatte zwei Söhne, wovon der älteste Wilhelm, der jüngste aber Louis hiefs.

Wilhelm war von Jugend auf still, seinen Eltern und Lehrern gehorsam und der unversöhnlichste Feind aller lasterhaften Jünglinge. Dabei war er in allen seinen Handlungen so langsam und bedächtig, dass er niemahls einen Fehltritt that. Überdiess war er ungemein haushälterisch und seine Eltern konnten ihm die ganze Oekonomie anvertrauen.

Louis aber war just das Gegentheil von seinem Bruder Wilhelm. Er hatte ein feuriges Temperament, war leichtsinnig, verschwundrisch und stak voller boshafter Streiche. Wann er Geld hatte; so war er den Augenblick damit fertig. Was er nicht verthun konnte, das schenkte er seinen armen Kameraden. Man kan sich vorstellen, dass man den guten Louis oft übel vor seinen Muthwillen züchtigte.

Doch Louis sezt den Huth aufs Ohr
und blieb der Louis wie zuvor.

Doch weil er schön war, einen guten Kopf und ein zärtliches Herz hatte; so konnte ihn doch jedermann wohl leiden. Nur sein Bruder hasste ihn, weil er vor allem Muthwillen einen Abscheu hatte. Als man die beiden Brüder auf die Universität schikte; so brachte Wilhelm den Ruhm eines geschikten und tugendhaften jungen Herrn mit nach Hauss. Ja er hatte sogar 1000 fl. Geld bei sich, welches er sich von seinen Wechsellern ersparhte.

Mit unserm Louis aber sah es ganz anderst aus. Er studierte wenig, liebte starke Gesellschaften, legte sich aufs Reuten, Fechten und Tanzen, spielte, trank und hatte alle Tag Musik. Mehr als 20 arme Studenten auf der Universität zehrten aus seinem Beutel. Mann warnte ihn; aber da war alles verlohren. Der böse Louis liess sich nun auch mit niederträchtigen Weibsbildern ein und hatte sogar das Unglück einen vornehmen Studenten zu erstechen. Der Vatter enterbte ihn, und Louis wurde ein Preusse. Im leztern Krieg wohnte er fast allen Schlachten bei und hielt sich als ein tapferer Soldat. In der Schlacht bei Freiberg wurde er gefährlich verwundet und kam ins Lazareth. Hier dachte er das erste mahl an seinen bisherigen liederlichen Lebenswandel. Ach sagte er zu sich selber: Was wird mein Vatter sagen! Wie wird meine liebe Mutter meinethalben in Thränen schwimmen! — Ach liebste Eltern, dürfte ich mich zu euren Füsen werfen, euch um Verzeihung bitten und sterben! —

Ein ganzer Thränenstroom rollte hierauf seine Wangen herab und Louis entschloss sich von ganzem Herzen, in sich zu gehen. Er

schrieb einen beweglichen Brief an seine Eltern; aber Wilhelm mahlte seinen Bruder Louis so hässlich ab, dass man ihm nicht einmahl antwortete. — Der Friede wurde indessen geschlossen und man dankte das Regiment ab unter welchem Louis war. Diesem gab die Verzweiflung einen ganz besondern Gedanken ein. Er vertauschte seine Montour mit einem Zwilchkittel, liess sein Haar bäurisch wachsen und gieng zu einem Bauren; anderthalb Stund von der Wohnung seines Vatters, als Knecht in Diensten. Hier war er der treueste Arbeiter, führte das beste Leben und nahm sich der Güter seines Bauren dergestalt an, dass er zusehends reicher wurde.

Ueberal war er als der kluge und fleisige Hanss bekannt. Selber sein Vater, der oft in dieses Dorf kam, bewunderte den Fleiss des Hansen und liess sich oft von ihm im Garten herum führen, den der fleisige Hanss so vortreflich eingerichtet hatte, dass sich defsselbigen kein Edelmann hätte schämen dürfen. Einstmahl kam der Bauer nach Hause und sagte: Hanss, unsere Frau Amtmannin ist gestorben. Das gute Weib hat noch in ihrer lezten Stunde ihren Lips geseegnet und Gott gebetten, dass er sich seiner erbarmen möchte. — Hanss lief wütend zur Thür hinaus, gieng in seine Kammer, wälzte sich auf dem Boden und that, wie ein verzweifelter Mensch und vergoss eine ganze Fluth von Thränen. Der Bauer, welcher seinen Hansen wie ein Kind liebte, wusste nicht, was er von dieser ausserordentlichen Traurigkeit denken sollte. Er tröstete seinen Hansen so lange, biss er wieder etwas ruhig wurde. Als Hanss einmahl im Walde war und vor seinen Bauren Holz machte; so hörte er von ferne ein groses und ungewöhnliches Geräusch. Er schliech mit seinem Holzbeil ganz sachte hinzu und — — — Welch ein Anblik vor unsern zärtlichen Hansen! — sahe hier seinen Vater von 4 Mördern umgeben die ihn aus der Kutsche riesen und ihm eben den Dolch an die Brust setzten. Hanss trat wütend aus dem Gebüsch hervor und machte mit seinem Holzbeil so gute Arbeit, dass in wenig Augenblikken 3. Mörder gestrekt dalagen. Den 4^{ten} aber band er an einem Baume vest. Der Herr von Buttwiz welcher schon verwundet war, schrie hierauf: Gott, welchem Engel habe ich mein Leben zu danken? Gnädiger Herr, sagte hierauf Hanss, ich habe meine Schuldigkeit gethan und Sie sind mir also keinen Dank schuldig. Ich danke Gott, dass er mich zum Werkzeug gemacht hat, ein so kostbares Leben zu retten. — Hanss trug hierauf den verwundeten Herrn in die Kutsche, und weil der Kutscher erschossen war; setzte er sich selber auf den Bok und fuhr dem Schlosse zu. Des andern Tages fragte man den noch lebenden Mörder aus, und man fand mit Entsetzen, dass der Urheber dieser verfluchten Verschwörung niemand anders war als — — — Wilhelm, der bisshero sein teuflisches Herze unter der Larve der Heucheley verbarg, weil er nicht warten konnte, bis er durch den Tod seines Vatters zum Besize seiner grosen Güter gelangte; so wollte

er auf eine so verfluchte Art seinen Durst nach Reichtum stillen. Der arme Herr von Buttewiz starb schier auf diese schreckliche Nachricht und behielt niemand bei sich, als seinen Erretter Hanssen. O, schrie er einmahl in der Verzweiflung: Nun bin ich aller meiner Kinder beraubt. Louis ist verlohren und Wilhelm — diese Brut des Teufels mag ich gar nicht mehr nennen. Als er den Hansen vor Weinen schluchzen hörte; so sagte er: O Hanss, zärtlicher Hanss! wollte Gott, du wärest mein Sohn! — Und nun konnte sich Hanss nicht mehr enthalten; er stürzte zu den Füßen seines Vaters nieder und sagte lautweinend: Ja ich bin es! Ich bin Louis Ihr Sohn! Ach Vater, Vatter, lassen Sie mich zu Ihren Füßen sterben! — Als er hierauf alle seine Schicksale kürzlich erzehlt hatte; So hob ihn der Vatter von der Erde auf, drückte ihn vest an sein Herz und sagte mit Seufzen und Thränen: O mein Sohn, mein Sohn! Meine Freude, meine Wonne und mein Glück! Hierauf bath Louis mit den zärtlichsten Worten vor seinen Bruder Wilhelm und brachte es dahin, dass ihn der Vatter unter sehr erträglichen Umständen in ein Zuchthaus schickte, und der gute Louis soll nicht aufhören, seinem gottlosen Bruder heimlich viel gutes zu thun. Seit dem hat sich der alte Herr von Buttewiz zur Ruhe gesetzt und seinem Sohne die Verwaltung der Güter überlassen und noch überall redet man von dem Gnädigen Herrn unter dem Nahmen des weisen, gütigen und rechtschaffenen Hansen.

Dass Menschen schwer zu kennen sind
ist ohne allen Zweifel,
ein nach dem Ansehn frommes Kind
ist oft der ärgste Teufel.

Wir sehen an dem Jüngling oft
nur Fehler und nur Mängel
auf einmahl sehn wir unverhofft,
er sei ein wahrer Engel.

Nun leben Sie wohl. Auf diesen langen Brief wird Ihnen und mir das Essen wohl schmecken. Ich verbleibe

Dero ergebenster Diener
Jakob Federfuchs.«

Unzweifelhaft haben wir in diesem Briefe eine ältere Fassung jener Erzählung: »Zur Geschichte des menschlichen Herzens«, welche von *Schubart* in dem ersten Stück von *Balthasar Haugs* »Schwäbischem Magazin« veröffentlicht¹⁾ und durch die Verwertung, welche sie in

¹⁾ Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1775, S. 30—37. *Schubarts* Verm. Schriften, Zürich 1812, S. 102 ff.

Schillers Räubern gefunden, ein Gegenstand allgemeiner Beachtung geworden ist.¹⁾ Die Gegenüberstellung eines scheinbar gut gearteten, fromm gesinnten, thatsächlich aber bis zur äußersten Niederträchtigkeit selbstsüchtigen Menschen und andererseits eines leichtsinnigen, ja selbst ausschweifenden, doch im tiefsten Grunde braven und der edelsten Handlungen fähigen Charakters muß überhaupt für *Schubart* einen ganz besonderen Reiz besessen haben. Denn auch von einer dritten und ausführlicheren Bearbeitung desselben Themas hat er im Ulmischen Intelligenzblatt vom Jahre 1775 (siehe *Wohlwill* a. a. O. S. 375) wenigstens den Anfang mitgeteilt.

In der Figur des Louis, der in der zweiten und dritten Fassung der Erzählung Carl genannt wird, hat der Dichter sich selbst gezeichnet oder vielmehr eine Apologie seines bisherigen, oft über die Stränge schlagenden, die Regeln der Sitte verletzenden und dennoch nie dem besseren Streben sich völlig entfremdenden Lebens und Treibens dargeboten. In jeder späteren Behandlung hat *Schubart* diesem Charakter neue Züge beigelegt, welche seinem eigenen Wesen entnommen waren. Weit weniger gelungen ist die Figur des Wilhelm, welcher dem *Schiller*-schen Franz entspricht. Dafs der ursprünglich nur als Duckmäuser und Philister geschilderte Knabe und Jüngling nachmals sich zu einem ausgemachten Bösewicht entwickelt, wird zwar als Thatsache mitgeteilt, aber in keiner Weise erklärt. Es begreift sich, dafs, je breiter *Schubart* seine Erzählung anlegte, um so mehr auch der Mangel einer ausreichenden Motivierung fühlbar werden mußte.

Inhaltlich schliessen sich hier folgende Diktate an:

¹⁾ Merkwürdig bleibt, dafs *Schiller* nirgends *Schubart* als Quelle seines Trauerspiels genannt hat (vgl. Biographie von *Hovens*, Nürnberg 1840, S. 55). Zu vergessen ist nicht, dafs *Schubart* auf den jugendlichen *Schiller*, der ihn in der Gefangenschaft besuchte, durch seine Gedichte und sein Schicksal von Einfluß gewesen ist.

»Mein Herr!¹⁾

Sie haben recht, das Sprüchwort ist auch noch heutiges Tages wahr: Was eine Nessel werden will, das brennt bei Zeiten. Wer in seiner Jugend schon ein Böswicht gewesen ist, der wird in seinem Alter selten ein Apostel. Ich habe einen Dieb hängen sehen, der noch auf der Leiter bekannte, daß er seinen Cameraden in der Schul Bücher, Feder, Brod, Obst und andere Sachen aus der Taschen herausgestohlen habe. Wann ein Bub fürchtsammer als ein Haafs ist, so taugt er einmahl gewiß nicht in den Krieg. Wer gleich wie ein getrettener Hund schreien kan, wann er in der Schule nur eine Tazze bekommt, der taugt gewiß einmahl eher zu einem alten Spitalweib, als in die Welt. Wer in der Schule schon seine Mitschüler betrügt,²⁾ der wird gewiß auch im Alter ein Betrüger. Heinrich Wildfang war der gottloseste Bub in seiner Jugend. Er fluchte wie ein Landsknecht, warf nach allen Leuten mit Steinen und lernte so wenig als ein Krautskopff. Mann that ihn zum Handwerk, aber er lernte auch hier nichts. Mann peitschte ihn ärger als einen Esel, aber er war dem ungeachtet so faul wie ein Esel und bofschafftig wie ein Drach. Und kurz der gute Wildfang wurde ein Soldat und in der ersten Schlacht wurden ihm beide Beine hinweg geschossen. Und iezo lebt er noch im Spital als ein Krüppel, der die Thorheiten seiner Jugend mit warmen Thränen beklagt. Franz Sausewind verschlekte alles in seiner Jugend und iezo da er ein Mann ist, macht er es nicht besser und bringt durch sein liederliches Haufshalten seine Kinder an Bettelstab. Joseph Mauschel hatte als ein Knab seine Freud am Merpeln³⁾ und Schachern und iezo ist er ein iüdischer Spizbub, der mit falscher Waar und Gewicht seine Mitbrüder betrügt. Und kurz wer in der Jugend ein iunger Sattan ist, dem kan man auch im Alter seine Teufelei nicht abgewöhnen. Ein andersmal werde ich mehr über diese Materie an Sie schreiben. Vor dißmal Leben Sie wohl. Ich verharre

Nördlingen d. 3^{ten} Juni 1766.

Dero ergebenster Diener
N. N.«

»Mein lieber Freund!

Du sagst mir wohl, ich soll an dich schreiben, aber du weist nicht was mich daran hindert.

Ich habe hundert Ursachen, warum ich nicht schreiben kan. Vors erste, mag ich nicht und vors zweite — doch die andern neun

¹⁾ *Nägele* a. a. O. S. 371 ff.

²⁾ Zwei derbe Ausdrücke sind verändert worden.

³⁾ Mit runden Steinen, Schüssern, Märbeln (von Marmor) spielen.

und neunzig Ursachen kanst du dir ietzt leichlich vorstellen. Doch in allem Ernst lieber Freund, heute ist ein so schöner Tag, daß ich wann die Schule vorbey ist und die Leiche hinaufgesungen¹⁾ worden, einen grosen Lust hab mit ein paar Kameraden in das freie Feld hinaus zu spazieren und einmahl wieder meine Bokssprünge zu machen. Wie kan ich nun an einen Brief denken? — Sei billig guter Freund, so bald es wider regnet so will ich dir einen langen langen Brief schreiben. Ich bin aber dennoch

Geislingen den 4. August 1766.

Dein aufrichtiger Freund.«

»Hochgeehrtester Herr!

Das Sprichwort ist gewiß wahr: *quot capita, tot sensus*: So viel Köpfe, so viel Sinn, denn das sehe ich insbesondere alle Tage in meiner Schule. So wenig man zwey Knaben finden würde, die im äusserlichen vollkommen einander gleich sehen, eben so wenig würde man zwey Knaben antreffen, die in Absicht auf ihre Gaben und Sitten auf das genaueste gleich wären

Geißl. den 9. Febr. 1767.

Philipp Gutherz.«

Über Schulversäumnisse handelt das folgende Diktat:

»Mein lieber Schüler,²⁾

Du fragst mich, ob ein Schüler manchemahl mit gutem Gewissen eine Schule versäumen könne? wann ich hoffen darf, daß diese Frage aus einem guten Gewissen hergeflossen sey, so will ich dir mit Vergnügen darauf eine Antwort ertheilen. Man versäumt die Schule gemeinlich aus fünferley Absichten. Erstlich aus Krankheit, zweitens aus Armuth, drittens wegen der Geschäfte, 4tens aus Leichtsinne und 5tens aus offenbahrer Bosheit. Die erste Ursache ist die sterkste, dann Krankheit entschuldigt allenthalben, wann es nur keine verstellte Krankheit ist oder eine solche, die sich der Schüler durch sein liederliches Leben selbst zu gezogen hat. Bey der andern Ursache muß man schon behutsamer verfahren. Freilich brauchen arme Eltern die keinen Gesellen und keine Dinstboten vermögen, ihre Kinder manchemahl zum Handwerk, zum Holztragen und zu andern, häuslichen Verrichtungen. Aber muß man deßwegen die Kinder fast gar von allen Schulen ab(ge)halten? ie ärmer man ist, iemehr sollte man eigentlich lernen. Der Reiche kommt durch sein Geld fort, aber durch was sollen dann die Armen fortkommen? Ist es nicht ein

¹⁾ Unter Gesang den Berg hinauf zum Kirchhof getragen.

²⁾ Nägele a. a. O. S. 370.

Jammer wann man einen armen Knaben sieht, der weder lesen noch schreiben und kaum das Vaterunser recht beten kan und dem der Hunger und die Dumheit zugleich aus denen Augen heraus sieht? Verachtet von iedermann, verschmät und verworfen muß er sein Brod vor der Thür suchen, und wann ihn Krankheit und Alter drückt noch froh seyn wan er als ein Scheusal mit Bettelfuhren im Lande herumgefahren wird und wie ein armer Sünder sein Leben auf einem Karren endigen kan. O meine liebe Kinder Gott bewahre euch vor Armuth, aber noch weit mehr vor Dummheit. Ein anders mahl will ich dir auch auf die andern Stüke antworten, vor dißmahl Lebe wohl und sey versichert, daß ich allezeit seyn werde

Dein getreuer Lehrer
N. N.«¹⁾

Schubart war unerschöpflich in Wahrnehmung dessen, was seine Schüler sanfter oder stärker aufwecken und schütteln sollte.²⁾ In folgendem Diktate werden die Schüler gelobt wegen guter Führung in des Lehrers vorangegangener Abwesenheit; zugleich wendet sich der Präzeptor gegen kleine Heuchler in der Schule.

»Geislingen d. 17. Februar 1769.

Wann ich ein gutes Zeugniß von euch höre, so freut es mich von Herzen. Es ist mir demnach ungeheuer lieb, daß der Herr Cantor euch nicht verklaget, sondern ein gutes Zeugniß ertheilet hat.³⁾ Es ist zwar eure Schuldigkeit, euch edel und rechtschaffen aufzuführen; da es aber so wenige thun, so halte ich ungemein viel auf die Knaben, die in der Abwesenheit wie in der Gegenwart ihres Lehrers fleisig, sittsam und bescheiden sind. Ich kan den jungen Rauschebausch und den kleinen Zikzak deßwegen auch nicht leiden. Diese Bursche sind ganz ehrbar vor ihren Eltern und vor

¹⁾ In einem anderen Schuldiktat, Geißlingen d. 23. May [1766] heist es: Wir haben »iezo sehr schön Wetter, welches man auch in unserer Schule merket, dann die Bänke sind immer gewaltig leer, ia einige sind so faul, daß sie Lesen und Schreiben wieder vergessen. . . . (Nägele a. a. O. S. 370.)

²⁾ *Schubart* schildet die Buben in einem Diktat, welche Vogel-nester »verblutten«, d. h. sie der Pflege der Alten entblößen. (Nägele a. a. O. S. 400 ff. Vgl. *Fischer*, Besondere Beilage zum Staats-Anzeiger für Württemberg 1882, Nr. 17, S. 260.

³⁾ Offenbar hatte Cantor *Röbelen* in *Schubarts* Abwesenheit, während dessen Reise nach Eßlingen und Ludwigsburg, die Aufsicht über *Schubarts* Schule übernommen.

ihrem Lehrer; sobald aber der Vatter oder der Präceptor den Rücken kehrt, da gehts an ein turnieren, der Staub steigt aus den Bänken auf und man glaubt eher unter einer Gesellschaft von Grafsteufeln als von vernünftigen Menschen zu seyn. Darum erhaltet euer gutes Lob! Seid vernünftig, gesittet, fleisig, geschickt, höflich und bescheiden; so könnt ihr euren Eltern und mir einmal Ehre und Freude machen. Lebet wohl und denket an

Euren getreuen Lehrer

S.«

Wie der gewaltige Geislinger Präzeptor durch seine Diktate an die Schüler auch die Alten zu treffen wufste, dafür zeugt neben vielen anderen Briefen der unterm 22. Oktober 1768 diktierte,¹⁾ in dem er die Antwort auf ein ähnliches Schreiben aus Ganslosen²⁾ [dem schwäbischen Schilda] giebt. Der Kamerad aus Ganslosen beschwerte sich in einem nicht erhaltenen Schreiben über all die Zumutungen, die man ihm in seiner Schule mit Recht schreiben und dergleichen macht; die Antwort enthält eine burleske Prahlerei mit der Gleichgiltigkeit gegen die Schule:

»O einfältiger Hans Puff!

Meinst du denn, ihr Gansloser seyt allein gescheit? Glaub mir wir Geislinger jungen Herrn im Zwilchkittel wissen so wohl wo Barthel den Most holt, als ihr. Da wär ich ein Narr, wenn ich alle die Plackscheerereien, welche der Præcetter (Präceptor) mir vorsagt, merken sollte. Meinetwegen mag Constantinopel in Holland oder in der Schweiz liegen, meinerwegen mag man große oder kleine Buchstaben machen, ich scheer' mich kein Haar darum. Ein Y oder Tz mehr oder weniger, das macht's doch beim Henker auch nicht aus. Ob ich ein Comma oder Symplikolon (Semikolon) mache, das ist mir Alles einerlei. Unten ein Leberknöpflein und oben eine rothe Metzgerswurst, das ist ein rechtes Ausrufungszeichen; da hat doch der Magen auch etwas davon. Ich brauche deine Gansloser Universität nicht; es giebt in Geislingen Gagah und Muh genug, die rindformiren (informieren) können. In die Schul komm ich wenig. Im Herbst hat man wichtigere Dinge zu thun.

Ich verbleibe Dein Freund

Heidi, heidum,

Ich scheer mich nichts drum,

Hans Jackel Krautskopf.«

) *Fischer* im Morgenblatt 1859, Nr. 4, S. 86.

2) Jetzt Auendorf, 20 km von Geislingen entfernt.

Sein Bube soll kein Gelehrter werden:

»Geislingen d. 22. Jenner 1768.

Lieber Herr Schulmeister,

Ich glaub, ihr seid ein Narr. Ihr wollt gewiß meinen Buben so lang in der Schul behalten, bis er einen Bart kriegt, wie ein Kutscher? Was braucht mein Jörg solch närrisch Zeug da, solch Firlefanzen zu lernen? Mein Bub soll einmahl ein Weber werden und hiemit Gott befohlen. Ein Schuster, ein Schneider, ein Drechsler, ein Kupfferschmied, ein Bek oder ein Miller brauchen beim Element kein Doktor zu seyn. Der Schuster muß wipsen, der Schneider sein Ellenmaß verstehen, der Drechsler eine Kutsche mit 6 Pferden in einen Kirschkern bringen können,¹⁾ der Kupfferschmied macht brau Knöpfleshäfen, der Bek bakt seine Nudlen frisch wek und der Miller thut etliche Creuzflüch, daß seine Mühle zittert. Daß ihrs wißt Herr Schulmeister! Keinen Häspel laß ich aus meinem Buben nicht ziehen, ob er die Mortogravieh versteht oder nicht. Mein Gukähle²⁾ hat Und mit einem Th geschrieben und ist eineweg Schultes worden. Mein Jörg braucht kein Federfuchs zu werden, wann er nur schreibt, daß mans lesen kann. Die übergstudierte Leute, das sind mir grad die rechte! . . . Kurz Herr Schulmeister! Schiket mir meinen Jörgen. Er kan[z] Grazfuß genug machen. Im Christenthum kan er mir gnug, wann er weißt, daß Christus in Bethphage gebohren worden, daß der Apostel Judas einen rothen Bart gehabt hat und daß der hl. Apostel Baules seinen Sohn Abraham schier mit einem Messer die Gurgel abgeschnitten hat. —

Leb der Herr wohl. Hier schike dem Herrn ein paar Ellen Stukplez zum Oberhemdt, für meines Buben Kindfürmazzion [Konfirmation]. Mein Weib Lisel läßt euer Weib schön grüßen. Ich heise

Hanß Fikker Webermeister.«³⁾

Die Antwort lautet:

»Meine Söhne,⁴⁾

Obiger Brief ist so dumm und brutal geschrieben, daß er keine Antwort verdient. Aber ach, daß nur nicht auch andere Leute so niederträchtig dächten, wie dieser Weber! Allein man höre einmahl auf manchen Bierbänken die Bürger über das Schulwesen urtheilen [!], so wird man gewiß mehr solche dumme Fikker antreffen, als es einem vernünftigen Manne lieb ist. Was? Schreit Michel Schwehr-

¹⁾ Ein Beindreherkunststück aus Alt-Geislingen.

²⁾ Urgroßvater.

³⁾ Nägele a. a. O. S. 392 ff.

⁴⁾ Nägele a. a. O. S. 393 ff.

maul ist es erlaubt, den Buben in der Schul Fabeln anzugeben? Der Henker! Ich sollt Recetter¹⁾ sein, ich wollt meinen Buben gescheidere Sachen dukdieren. — Du hast Recht Michel, sagt Jacob Schurzfell, der Recetter ist ein Fabelhanfs und hiemit — schlucken meine zwei Philosophen ein gläfschen Schnips hinunter, wischen ihren rauhen Bart ab und murren über unsern Herrgott, daß er sie nicht zu Burgemeister gemacht hat. Doch ein Weiser lacht darüber. So unvernünftig es vor einen Gelehrten wäre, wann er einem Schneider sagen wollte, wie man ein paar Pumphosen zuschneidet, oder einem Nagelschmied, wie er Schuhnägel machen müse, eben so unvernünftig ist es an einem Handwerksmanne, wann er von Dingen urtheilt, die über seinen Horizont sind. Darum werdet weise, meine Söhne! Ihr möget Schuster, Schneider, Sailer, Weber, Bekken, Kupfferschmied oder Drechßler werden; so wird es euch allezeit wohl anstehen, wann ihr klug seid und nicht so dumm in den Tag hinein raisonnirt, wie Meister Fikker, Michel Schwehrmaul und Jakel Schurzfell. O um einen vernünftigen Bürger ist es etwas schönes; darum strebet nach Vernunft, nach Tugend und Gottesfurcht, damit ihr diesen Ruhm erwerbet. Ich verbleibe ewig

Euer getreuer Lehrer

Christian Friederich Daniel Schubart.«

Besonders derb lauten die zwei über Berufswahl diktierten Briefe, die wir hier folgen lassen wollen.²⁾

»Geislingen d. 28. Juni 1768.

Liebster Kamerad!

Du hast mich neulich gefragt, was ich zu werden wünsche, und ich weiß nicht, was ich Dir darauf antworten soll. Ein ganzer Kerl möchte ich endlich wohl werden; aber wie ist das anzufangen? Zu einem Kaufmann braucht man Geld, ein Wirth muß ein Wirthshaus, und ein Müller eine Mühle haben. Aber dieß Alles fehlt mir. Tuchmacher, Loderer (Leineweber) und Zeugmacher gibt es genug; Weißgerber und Lohgerber stinken wie die Pest, Schuster und Schneider müssen verhungern, und Maurer, Zimmerleut und Schmiede müssen sich bei trockenem Brod zu Krüppeln arbeiten. Studiren mag ich gar nicht, denn zu einem Pfaffen bin ich zu weltlich. Wer wird auch alleweil beten? Zu einem Juristen bin ich zu ehrlich, dann Wittwen- und Waisenflüch drücken gar zu hart. Zu einem Doktor bin ich zu ekelhaft. Wer Teufels wird immer das Probierglas vor der Nase haben wollen? Ein Schulmeister? O behüt's Gott! lieber bei Wasser und Brod ins Zuchthaus, als sein Lebtag menschliche

¹⁾ Präzeptor, vom Volk immer noch oft wunderbar mißbraucht.

²⁾ Morgenblatt f. gebildete Leser, 53. Jahrg. (1859), Nr. 3, S. 54.

Säu hüten. In Krieg gieng ich wohl, wann Bratwurst Säbel und Leberknöpf Kugeln wären. — Ach, so rathe mir doch, lieber Bruder, was ich werden soll. Weißt Du kein Handwerk, wo man nicht viel arbeiten und gut essen, viel trinken und lang schlafen darf? Ein Handwerk, wo man wochentlich sieben blaue Montag hat, ist doch das beste. Lebe wohl, ich verbleibe

Dein wahrer Freund,
Hans Tagdieb.«

An demselben Tage noch — die Daten in allen Diktaten, mit Ausnahme des oben mitgetheilten Sanguinikerbriefes, sind offenbar keine fingierten — wird die Antwort diktiert:

»Geislingen, d. 28. Juni 1768.
Abends 6 Uhr.

Hochgeehrtester Herr Bruder Tagdieb!

Du bist mir ein gescheider Kauz. Solche Narren gäb' es noch mehr. Hast Du keine Seele? Weißt Du nicht, daß der Mensch zur Arbeit erschaffen ist? Ich glaube, man hat Dich aus einem Wolfsmagen gefertigt und Dir einen Ochsenkopf obendrauf gesetzt. Danke Gott, daß Du ein Bilschen Geld hast und sieh, daß Du noch mehr dazu kriegst. Dann leg die Händ in Schoß, friß, sauf, spiel, geh' spazieren, schlaf und ziehe Dir einen Ranzen wie ein Mastochs. Dann fahr zum Teufel und erspare den Engeln die Mühe, ein solches Rindvieh in Abrahams Schoß zu tragen. — Ich will arbeiten und selig sterben, dann ich heiße

Christian Weislich.«

Den Entschluß, Handwerksmann zu werden, spricht das folgende Diktat aus:¹⁾

»Hochgeehrtester Herr Vetter!

Sie fragen mich in Ihrem letzten Schreiben: Was ich werden wolle? Und ich bin so frey Ihnen offenherzig meine Meinung zu sagen. Nicht ein Gelehrter, der oft bey seinen sieben freyen Künsten, Hunger und Kummer leidet, nicht ein Beamter, der durch Baurenflüche geängstigt wird, nicht Kaufmann, der auf Credit lebt, nicht ein Soldat, der sich um fünf elende Kreuzer des Tages todt schießen lassen muß, sondern ein ehrlicher Handwerksmann will ich werden. Freudig will ich meine Lehrjahre aushalten, freudig mit meinem Bündelein durch die Welt reißen, freudig wieder nach Haufs kommen und als ein rechtschaffener Bürger Gott und dem Vaterlande dienen. Es ist mir lieber, man nennt mich einmal einen Meister als einen Herren, da man heutigen Tages jeden Bettler, dem das Hemd aus den Hosen heraus hängt, einen Herrn nennt.

¹⁾ Nägele a. a. O. S. 422 ff.

Sind Sie mit meinem Entschlusse zufrieden, so erlauben Sie mir,
dass ich mich nenne

Dero ergebenster Diener
N. N.«

Gegen Dummheit, Trägheit, Unreinlichkeit und andere
Untugenden der Schüler ist das Diktat über den
merkwürdigen Fund auf dem Geiselstein gerichtet: ¹⁾

»Den 25. Okt. 1768.

Hochgeehrtester Herr,

Hier hat sich folgende Neuigkeit zugetragen. Ein Schäfer entdeckte auf dem Geiselstein ein Loch, und als er hineinstieg, so fand er eine eiserne Kiste, worinnen folgende Kostbarkeiten sich befanden:

- 1) 100 geschnittene Federn, welche Alles selbst schön und orthographisch schreiben können.
- 2) Eine Brille, durch welche der dummste Mensch Alles lesen kann.
- 3) Ein pulverisirter guter Menschenverstand, den man wie Schnupftabak in das Hirn hinaufziehen kann.
- 4) Etliche Gläser Gedächtnistropfen, womit sich Diejenigen, welche ihren Catechismus, ihre Sprüche, Lieder nicht auswendig lernen wollen, alle Morgen und Abend um die Schläfe schmieren müssen.
- 5) 3 Dutzend Feldteufel in Futteralen, welche die bösen Buben bei den Ohren schütteln, wann sie gottlose Streiche anstellen.
- 6) 10 Pfd. gestankvertreibende Salbe, womit sich diejenigen schmieren können, die das ganze Jahr wie die Böcke stinken.
- 7) Ein Stimmhammer, womit man diejenigen Hälse stimmen kann, welche rauhe Eselsstimmen haben.
- 8) Ein Hobel, womit man alle groben Flegel hobeln kann.
- 9) Ein Zauberspiegel, worin man alle Tagediebe, Fresser, Flucher, Unflätige und Dummköpfe erkennen kann u. s. f.

Diese und andere Raritäten sind allhier in Geislingen um billige Preise zu haben. — In unserer Schule könnte man sie wohl brauchen, wann nur das Geld nicht so klemm [rar] wäre. ²⁾

Ich verharre
Dero ergebenster Diener
Doktor Niklas Quacksalber.«

¹⁾ Morgenblatt a. a. O. S. 86.

²⁾ Von *Lichtenberg* ist ein ähnlicher Scherz bekannt, der aber aus späterer Zeit stammt. Damals, im Jahre 1768, wußten die beiden überhaupt noch ganz unbekannten Männer nichts von einander. (*Böckheler* a. a. O. S. 616.)

Schubart hat seinen Schülern fast auf alle Sonn- und Feiertage des Jahres Lieder in die Feder diktiert, die je nach der Stimmung und Laune, in der sich *Schubart* gerade befand, bald im erhabenen *Klopstockschen* Schwung und begeisterter, religiöser Erregung, bald auch wieder in sich überstürzenden Ausdrücken derbster, ja zügellosester Weltlichkeit sich bewegen.¹⁾

Ein Liederdiktat erinnert uns lebhaft an jenen Passions-Golgathaschwung, den wir von *Klopstock* her so wohl kennen. Es behandelt Jesu Weinen über Jerusalem und lautet:²⁾

»Wen seh ich dort auf deines Oelbergs Höhen,
Jerusalem, mit nassen Augen stehen?

Wie zärtlich weint Der Menschenfreund,
Weil seine Augen deinen Jammer sehen!

Der stolze Tempel steht in Glut und Flammen,
Das Wunderwerk der Erde fällt zusammen,

Und in der Glut Zischt Priesterblut,
Der Priester, die von Levis Lenden stammen.

Die marmornen Paläste stürzen nieder,
Und lautes Ach schallt in den Wolken wieder,

Die Mutter fleht, Der Vater sieht
Am Spiels des Römers seiner Kinder Glieder.

»Ach,« seufzt der Herr, und seine Thränen fließen,

»Willst du dein hartes Herz vor mir verschließen!

Jerusalem! Jerusalem,
Ach soll ich dich im Staube sehen müssen!«

Ach Kinder, seht auf Salems schwarzen Steinen
Den Geist der Rache fürchterlich erscheinen;

Ach, zwinget nicht Das Angesicht
Des Göttlichen, auch über euch zu weinen!«³⁾

¹⁾ Süddeutscher Schulbote 49. Jahrg. (1885), Nr. 21, S. 165 u. 66: *Schubart* als Schulmeister in Geislingen. Die kleine Arbeit nimmt Bezug auf *Hauffs* Werk und enthält nichts von Bedeutung.

²⁾ *Fischer* in der Besond. Beilage des Staats-Anzeigers f. Württemberg 1882, Nr. 17; auch abgedruckt in *G. Hauffs* Historisch-kritischer Ausgabe von *Schubarts* Gedichten (1884), S. 270.

³⁾ Ein anderes Diktat, der 90. Psalm, bei *Fischer* a. a. O. S. 258.

Auch ein Beichtgebet hat *Schubart* diktiert:¹⁾

»Lieber Bruder!

Ich bin mit Gott entschlossen, auf Ostern zum heiligen Abendmahl zu gehen. Gott gebe, daß ich als ein würdiger Communicant bei der Tafel Jesu erscheine! Deinem Verlangen gemäß will ich dir hier meine Beicht abschreiben:

Wohlehrwürdiger Herr Beichtvater!

Da ich heute das erstemal im heiligen Beichtstuhl erscheine, so stellet mir mein Gewissen alle Sünden vor Augen, die ich von Jugend auf wider die göttlichen Gebote begangen habe. Ich schlage demnach voll Reue und Leid über meine begangenen Sünden, mit dem bußfertigen Zöllner an meine Brust und spreche: Gott sey mir armen Sünder gnädig! Ich lebe auch der vollen Überzeugung, daß mir Gott um seines Sohnes Jesu willen alle meine Sünden vergeben und mich zu seinem lieben Kinde aufnehmen werde. Ich werde auch in Zukunft unter dem Beistande Gottes mein Leben bessern und mich der Liebe Jesu Christi immer würdiger machen. Ich bitte demnach Euer Wohlehrwürden, mir an Gottesstatt die Absolution zu sprechen und zur Versicherung meines Glaubens und zum Trost meines Gewissens das hochwürdige Abendmahl mitzuteilen.

Dieses ist meine Beicht, die ich vor dem Angesichte Gottes ablegen will. Bete vor mich, lieber Bruder, und liebe noch fernerhin

Deinen

wahren und aufrichtigen Freund

Gottlieb Selig.«

Passionsgedanken enthält das folgende Diktat:²⁾

»Geißlingen d. 7. Aprill 1767.

Hochgeehrtester Herr Vetter!

Weil wir uns iezo abermals der heiligen Pasionzeit nähern, so kann ich mich nicht besser darauf vorbereiten, als wann ich dasienige widerhohle, was ich davon aus dem Munde meines Lehrmeisters in der Schule vernommen habe. Werden Sie aber so geneigt seyn, meine geringe Schulübung vor Ihren Augen machen zu sehen? — Nun, ich gehorche Ihren Befehlen und überschreibe Ihnen dieienige Gemählde, welche unser Lehrmeister von denen vornehmsten Personen in der Leidensgeschichte Christi gemacht hat.

Jesus Christus unser hochgelobter Erlöser war die Hauptperson in dieser aller merkwürdigsten Geschichte. Dieser, der von keiner Sünde wufste, der ein Freund, ein Bruder, ein Arzt, ein Erretter des menschlichen Geschlechts war, mußte sich unschuldiger Weise von

¹⁾ Morgenblatt von 1859, Nr. 4, S. 86.

²⁾ *Nägele* a. a. O. S. 381 ff.

seinen Feunden verspotten, verspeien, ins Angesicht schlagen, mit Dornen crönen, geißeln und endlich an das Creuz schlagen lassen. Und doch war er bey allem seinem Leiden so geduldig wie ein Lamm, das verstummet vor seinem Scheerer. Aber was kan ich, der ich ein bloßer Mensch bin, von meinem Heylande Jesu Christi [!] sagen, da Ihn Engel in seinem Leiden nicht genug bewundern könnten. Maria, die Mutter Jesu, hat sich bey dem schwehren Leiden ihres Sohnes grötentheils durch ihren stillen und zärtlichen Schmerz unterschieden. Welch ein Schwert muß durch ihre Seele gedrungen seyn, als sie ihren Sohn unter den Händen seiner grimmigen Feinde, unter den blutigen Schlägen der Geißel und endlich ganz mit Blut bedekt am Creuze hangen sah! Gewiß kein Schmerz ist den Schmerzen dieser grösten Mutter zu vergleichen.

Der fromme Johannes war der einzige unter denn Aposteln, der das Herz hatte, dem Erlöser bis unter das Creuz nachzufolgen. Sein ganzes Herz war voll Liebe, die er an der Brust Jesu gelernt hatte. Wie muß demnach dieses zärtliche Herz geblutet haben, als er zu den Wunden seines besten Freundes empor sah, als er sein blasses und sterbendes Antlitz erblickte, als endlich Jesus sein Haupt neigte und verschied.

Petrus war voll Feuer und Hize. Er versprach es seinem Meister, mit Ihm ins Gefängnis und in denn Tod zu gehen. Aber wie schwach ist die menschliche Natur! Eine elende Magd kan diesen Helden dahin bringen, daß er unter denn gräulichsten Flüchen behauptet: Er kenne Jesum nicht. Doch seine Bußthränen brachten ihm Verzeihung zu wege und er wurde nach diesem einer der eifrigsten Bekenner der Lehre Jesu . . .

Ich breche hier ab und habe die Ehre mich zu nennen

Dero ergebensten Diener

Jacob Christli[eb].«

Mahnungen an die Schüler für die kommenden Weihnachtsfeiertage:

»Meine Herren,¹⁾

Die Feiertage nähern sich und es ist dieses der letzte Brief, den ihr diese Woche zu schreiben habt. Ich will hoffen, daß ihr euch diese Feiertage als Menschen und Christen aufführt. Versäumet keine Kirche und denket in denselbigen an das Kind Jesum, welches euch zum Nuzen und Exempel in diese Welt gekommen. Ihr müßt euch nicht des Fressens halber auf die Feiertage freuen, sondern vielmehr an die Gaben gedenken, die euch Christus vom Himmel gebracht hat.

Beym Weyhnachtgesang erscheinet allemahl zu rechter Zeit, singt

¹⁾ *Nägele* a. a. O. S. 388 ff. — *Schubart* redet öfter seine Schüler so an, wohl ihm Hohn.

mit lauter Stimme mit und treibt nicht hinter dem Chor mit andern ungeschliffenen Knaben Narrenspossen. Geht nicht ohne meine Erlaubniß hinweg.

Übrigens kleidet euch warm und wann ein rauhes Lüfftlein über eure Nase weht, so müßt ihr nicht gleich schreien: O Mutterle, o Mutterle, mein Nasenspizlein! Solche verfrorene Urscheln muß man in Spital schiken und sie in einen alten Weiberpelz einnähen, daß sie nicht verführen. Kurz, seid fromme, gehorsame, emmsige und dauerhafte Knaben, und verlasset euch auf die Liebe

Eures getreuen Lehrers

Christian Friedrich Daniel Schubart.«

Neujahrswünsche des Lehrers:

»Meine Söhne!¹⁾

Nun sind die Feiertage abermahls geendigt, und wir haben das 1768. Jahr glücklich angetreten. Ach möchte doch dieses Jahr vor die Geißlinger Schule ein glückliches Jahr werden! Möchte doch der Himmel alle meine Wünsche erfüllen und meine Schule zu einem Aufenthalt lauter wohl gesitteter und geschikter Knaben machen! Ich wünsche allen meinen Schülern unendlich viel gutes und insbesondere den bößgearteten Knaben, Gottes guten Geist ins Herz. Den Faulen wünsche ich Fleiß, den Ungehorsamen Gehorsam, den Gottlosen Frömmigkeit, den Unhöflichen Höflichkeit, den Frechen Bescheidenheit, dem Hanss Dummdumm, der nicht Lesen lernen will, wünsche ich gute Augen und eine schnelle Zunge, daß er schwarz auf weiß gleich sieht und gut ausspricht, dem Michel Lahmhand wünsche ich eine gute Dinte, gute Federn, schön weises Pappier und flinke Finger, daß er in diesem Jahre etwas mehr schreiben lernt, als seinen lumpichten Nahmen; dem Stoffel Schweiniegel

wünsch ich in diesem Jahr
ein ausgekämmtes Haar,
den Schwammen in die Hand,
der allen Dreck verbannt.

Kurz, ihr lieben Söhne, Gott geb euch in diesem Jahre Fleiß, Gehorsam, Bescheidenheit, Mäßigkeit, Weißheit und alle Tugenden, die euch Gott und der Welt beliebt machen können. Ich verbleibe auch in diesem Jahr

Euer getreuer Lehrer

Christian Friedrich Daniel Schubart.«

Über Neujahrswünsche findet sich folgendes Diktat:²⁾

¹⁾ *Nägele* a. a. O. S. 389 ff.

²⁾ *Morgenblatt* 1859, Nr. 4, S. 84.

»Geislingen, den 5. Jenner 1769.

Geliebter Freund!

Die Feiertage sind geendigt, das neue Jahr ist angetreten, und ich wünsche dir allen Segen. Mehr mag ich dir nicht wünschen, denn ich lache recht herzlich über die Eitelkeit aller Wünsche. Selten geht ein langer Wunsch von Herzen. Jakob Saufgurgel, ein flinker Mensch, dessen Gottheit eine Bouteille ist, wünscht seinem alten geizigen Vater, der ihm kein Geld zum Saufen geben will, ein langes Leben. Mag's ihm wohl ernst seyn? Hans Mehlsack lebt mit seinem Mitmeister in beständigem Brodneid und wünscht ihm doch zum neuen Jahr eine gesegnete Nahrung. Ist das nicht artig? — O ihr guten Vettern, sagt eure Sach doch deutsch heraus! Mein Herr Saufgurgel, sagen Sie lieber zu Ihrem Herrn Papa: »Stirb, Alter, und mache den Dukaten Luft!« und Ihr, Meister Mehlsack, sprecht doch zu Eurem Mitmeister: »Hund, krepier vor deinem Backofen!« Ihr Menschen, redet doch deutsch, wie ihr denket, so werden wir über's Jahr statt eurem falschen Prosit die erbaulichen und wahren Wünsche hören: »Hol' dich der Teufel, Herr Nachbar! — Brich den Hals, Herr Gevatter! — Marsch, altes Ripp, ich will ein junges Weib! — Vater, marschier, ich brauch Geld! — Sey doch so gut, lieber Bruder, werde dieses Jahr ein himmlischer Tambour, denn ich möchte gern den Vater allein erben!«

Das wären schreckliche Neujahrswünsche, und doch haben viele Leute auch dieses Jahr so gedacht. Ich bin aufrichtiger, Herr Bruder:

Gott gebe dir, mein lieber Fritz,
In diesem Jahr mehr Mutterwitz,
Mehr Fleiß und mehr Geschicklichkeit,
Mehr Demuth und Bescheidenheit.
Sey reinlich und beschmiere nicht
Dein Buch, die Hände, das Gesicht.
Zieh artig dich in Kleidern an,
Dafs dich ein jeder loben kann.
Gott gebe, dafs niemalen Spreu
Und Sägmehl in dem Kopfe sey.
Er mache dich in neuer Zeit
Recht klug, recht witzig und gescheid,
Dafs man einst von dir sagen kann:
Ei seht, das ist ein ganzer Mann!
Er schreibt, er denket, rechnet, liest,
Er ist ein Bürger und ein Christ.
Hört wie der Mann so weislich spricht,
Er saufet, flucht und spielet nicht,
Wie Geislingen, die kleine Stadt,
Die viele solche — — —

Oha, Herr Bruder, man kann auch gar zu aufrichtig seyn, daß man einem vor lauter Aufrichtigkeit ein paar Rippen im Leib entzwei schlagen könnte. Leb wohl, ich verbleibe

Dein

guter Freund

Hans Schwäzdeutsch.«

Neben solch derbfäustigen Auslassungen tritt oft wie ein Sonnenregen eine Ansprache von fast elegischem Schmelze auf, wie in dem folgenden Diktat, bei welchem freilich einzelne Wetterstöße auch dreinschlagen.

»Geißlingen d. 12^{ten} Juli 1768.

Geliebte Schüler,

Wann ihr jetzo auf das Feld hinausgeht und daselbst die schönen Früchte beseht; so sollt ihr nicht dumm, wie ein Esel vor dem Kornsak, stehen bleiben, sondern allerhand Betrachtungen anstellen, wie es neulich der junge Samuel gemacht hat. Dieser kniete vor einem Aker nieder und dankte Gott vor den schönen Seegen, welchen Er uns zeigt, er bath aber auch zugleich, daß uns doch Gott dieses Jahr mit Wetterschlag verschonen möchte. O Söhne, denket an das Jahr 1763, wo der Hagel die Früchte und die Bäume verschlug und sonst schrecklichen Schaden angerichtet hatte. Wie arm, wie elend würden wir nicht seyn; wann zu diesen nahrungslosen Zeiten noch ein besonderes Gericht Gottes käme. Ein tugendhafter Knab muß nicht hastig wie der Hund seine Schüssel voll Suppe ausschürfen, ohne zu bedenken, woher es kommt, sondern er muß Gott als dem Geber aller guten Gaben danken und glauben, iemehr man dankt, iemehr man erlangt. Doch, ich will nicht so gar fromm mit euch reden, daß ihr nicht über dem Schreiben gähnt und einschlaft; aber denkt nur daran, was euch gesagt hat

Euer getreuer Lehrer

Christian Friedrich Daniel Schubart.«

Das ist doch gewiß ehrliche, lebenswürdige Naivität, zu sagen: »Ich will nicht so gar fromm mit euch reden, daß ihr über dem Schreiben nicht einschlaft.« Liegt hierin nicht das achtungswerte Geständnis ausgesprochen, daß der Lehrer gespürt hat, sein Spruch fange an etwas seichter zu laufen? Denn das that er offenbar, als, nachdem vorher vom »Danke« gegen Gott die Rede gewesen

war, auf einmal der Zweckmäßigkeitgedanke des »Mehrerlangens« dazwischen springt.¹⁾

Anmutig, und aus des um Formen nicht eben bekümmerten *Schubarts* Munde fast rührend, lautet die Anleitung zum Briefschreiben, die er seinen Schülern diktierte:

»Mein Sohn,²⁾

Weil du so begierig bist, einen vernünftigen Brief schreiben zu lernen, so will ich dir hiemit eine kurze Anleitung dazu geben. Ein Brief ist eine schriftliche Unterredung mit einer abwesenden Person.³⁾ Ein Brief soll also natürlich, deutlich und schön abgefaßt seyn. Ehe man einen Brief schreibt, muß man sich vorher die Fragen beantworten: Wer bin ich? und wer ist der, an den ich schreibe? Einen andern Brief fordert man von einem Schneider, einen andern von einem Professor. Doch ist es sehr schön und oft von großem Nutzen, wenn auch Handwerksleute im Stande sind, sich gut auszudrücken.

Wie man sich im Umgang verhalten soll, so soll man sich auch im Briefschreiben verhalten. Gegen Vornehme sey man demüthig, gegen seinesgleichen freundschaftlich, und gegen diejenigen, die unter uns sind, sey man liebevoll und herablassend. An einen Burgemeister in der Schweiz oder in Amsterdam schreibt man freilich anders als an einen Burgemeister zu Bopfingen oder Iffny, und ein Doctor auf Universitäten kann freilich mehr Respekt fordern als ein Theriakskrämer auf dem Lande. Man muß sich sorgfältig nach dem Inhalt seines Briefes richten. Ist die Materie traurig, so schreibe man traurig, ist sie freudig, so freue man sich mit, ist sie lustig, so scherze man. Ist die Materie trocken, so halte man die Leute nicht zu lange auf; ist sie aber verdrüsslich, so plumpe man nicht gleich zur Thüre hinein, wie ein Schulmeister, der einer hochschwangeren Frau den tröstlichen Brief schrieb:

»Liebe Frau!

Der Donner hat Euren Mann und Euren einzigen Sohn unter einem Eichbaum verschlagen. Ich kann mein Seel nichts davor. Trinkt ein Gläschen Brantwein und tröstet Euch, so gut Ihr könnt.«

¹⁾ *Fischer* im »Morgenblatt für geb. Leser«, 53. Jahrg. (1859), Nr. 4, S. 84 und Bes. Beilage des Staats-Anz. f. Württemb. 1882, Nr. 17, S. 261.

²⁾ Morgenblatt 1859, Nr. 4, S. 85.

³⁾ *Gellert*: »Er ist eine freie Nachahmung des guten Gesprächs« (»Briefe, nebst einer praktischen Anleitung von dem guten Geschmacke in Briefen«, 1751, S. 4).

Nachdem Schubart eine Menge Erläuterungen dictiert, was Empfehlungs-, Condolenz-, Gratulations- etc. Briefe seyen, fährt er fort:

Ehe man einen Brief aufsetzt, soll man vorher überlegen, was man schreiben will, damit man nicht das Hinterste vor dem Vordersten schreibe und also das Pferd beim Schwanz aufzäume. Wer das Briefschreiben lernen will, der soll in der Orthographie vorzüglich geübt seyn, damit er nicht allen Verständigen, wie die meisten Handwerksleute, Gelächter, Ekel oder Verdrufs erwecke. Zum Aeufserlichen eines Briefes gehört ein guter Schreiber, eine gute Feder, eine gute Dinte, ein gutes Papier, ein gutes Siegellack und dann ein wohlgestochenes Pettschaft.

Diese wenige Stücke kannst du indessen, bis ich dir Mehreres schreibe, auswendig lernen, so wirst du gewifs mit der Zeit einen so guten Brief schreiben lernen als irgend ein Schultheifs oder Anwalt im Ulmerland. Liebe

Deinen
aufrichtigen Lehrer
Christian Friedrich Daniel Schubart.«

»Geißlingen den 15^{ten} Jenner 1768.

Mein Sohn,¹⁾

Freilich ist es eine schöne Sache, wann man einen guten Brief aufsetzen kann, und leyder gibt es wenig Bürger, die hierinnen nicht sehr ungeschickt sind. Ich habe Brief, Conto und andere Aufsätze von Handwerksleuten, Professionisten und Künstlern gesehen, worinnen oft kein Funken Menschenverstand war. Zwar sagt Meister Schwarzbart: Ei, was brauchts solcher närrischen Gribesgrabes, wann mans nur lesen kann. Ich habe nichts davon in der Schul gehört. Aber das ist eine elende Ausflucht, indem es einem vernünftigen Wesen allemahl zur grosen Schande gereicht, wann er seine Gedanken nicht an Mann bringen kan. Drum lobe ich dich, mein Sohn, dafs du von mir einige Regeln begehrst, wie man einen Brief aufsetzen soll. Hier sind einige, die du dir auf das tiefeste ins Gedächtnüß drücken sollst. Ehe du durch die Gewohnheit eine Fertigkeit im Briefschreiben erlangt hast, must du deine Briefe vorhero aufsetzen. Dann ist es sehr unanständig, wenn man mitten im Briefe ein Wort ausstreicht.

Folgende drei Puncte, sollst du immer vor Augen haben

1. An wen will ich schreiben?
2. Was will ich schreiben?
3. Wie will ich schreiben?

Einem Grafen bist du freilich mehr Respekt schuldig, als einem Bettelvogt, und einem Superintendenten mehr als einem Dorfschulmeister. An Personen, die höher sind, als du bist, must du demüthig

¹⁾ Nägele a. a. O. 391.

und ehrerbietig schreiben, gegen Deinesgleichen vertraulich und munter, und gegen Geringere liebevoll dich bezeugen.

Überlege, eh du schreibst, ob du condoliren oder gratuliren wilt? Ob du etwas angenehmes oder unangenehmes zu berichten hast? Ob du um etwas bitten oder schicken willst u. s. w. Nach diesen Umständen mußt du deinen Brief einrichten.

Schreib orthographisch, deutlich, zierlich, ordentlich und reinlich, richte die Überschrift vernünftig ein, damit der Brief an Ort und Stelle kommt.

Das Weitere von der Einrichtung eines Briefes sollst du in meinem nächsten Brief erfahren. Indessen erwarte ich künftigen Freitag Vormittag abermahls einen Brief von dir, der aber besser als der Heutige seyn muß. Ich verbleibe indessen

Dein getreuer Taufpath

Tobias Schwarzrok, Schreibmeister.

N. S. Wann du Geld hast, so kannst du dir Neukirchs [!] oder Stokhausens Briefsteller anschaffen. Der beste Briefsteller ist der welcher im Kopf steckt.«

Wie es *Schubart* von der Seele lief, wenn er seinen Schülern über weltliche Freuden Äußerungen in den Mund legte, und wie er daneben ihnen in Bußpredigten die Köpfe wusch, darüber enthalten die Hefte eine reiche Beispielsammlung. Ein Diktat vom 24. Juli 1768 (vor der Geislinger Kirchweihe) lautet wie folgt: ¹⁾

»Mein lustiger Freund!

He! was Neues! es kommt etwas, etwas Schönes! etwas Lustiges! etwas Fröhliches, etwas

Zum Tanzen, zum Springen,
Zum Lachen, zum Singen,
Zum Geigen und Blasen,
Zum Schreien, zum Rasen,
Zum Essen, zum Trinken, zur Lust,
Es hüpfet voll Freude die Brust.

Nur noch ein Tag und wieder ein Tag und noch ein Tag, und noch einer und wieder einer, und einer drein — Hopsa! da kommt sie — und was denn, närrischer Kerl? Was sonst als die Kirchweih! Schon flattern die Bänder auf dem Hut, schon hör' ich des Schochen ²⁾ Balsgeige brummen, schon sind wir auf dem Bau (so hieß der Fest-

¹⁾ Morgenblatt Nr. 3, S. 53 ff.

²⁾ So hieß z. B. der frühere Kantor; dies war wohl sein Sohn.

platz), schon springen wir wie die Gaisböcke. Schon — — Doch ich kann vor Freude nicht reden. Komm du nur selber zu uns und bring ein paar neue Schuh, einen vollen Geldbeutel und einen fröhlichen Muth mit. Wie froh bin ich, daß ich jung bin! Da müssen die alten Männer mit ihrer Brille zu Hause bleiben und die alten Weiber müssen ihre Pelze hüten, und wir — Ei, guten Morgen, ihr Graubärte, gebt uns Geld, daß wir brav tanzen können. Man ist nur einmal jung, und wenn die Knochen steif werden, da hol der Henker das Tanzen. Gute Nacht, lustiger Fritz, schlaf wohl und komm bald zu

Deinem fröhlichen Freund

Hans Juhe.«

Nach dem Feste aber lesen wir (vom 5. August 1768) folgende Epistel: ¹⁾

»Mein lieber Freund

ich schreibe dir

Mit Schweiß auf meinen Wangen,
Bei meinen Büchern sitz ich hier,
Die Kirchweih ist vergangen.

Nun darf ich leider nimmermehr
Nur tanzen, jauchzen, springen,
Nun muß der muntern Knaben Heer
Ein andres Liedlein singen.

Nun heist es: Bürschlein, lerne brav,
Sonst wirst du auf der Erden
Zu deiner und der Eltern Straf
Ein fauler Esel werden.

Wer immer Feiertage hat,
Und sammelt keine Garben,
Der muß im Alter, wann es spat,
Sich gar zu Tode darben.

Drum weg, ich seh es selber ein,
Mit allen faulen Knaben,
Die wollen immer lustig seyn
Und Feiertage haben.

Dem Hansen, der nicht Gutes thut,
Steckt noch in seinem Kopfe
Hanswurst mit seinem grünen Hut
Und großem Hosenknopfe.

Den kleinen Narren muß der Fleiß
Aus unsrem Kopfe jagen,
Ein Knab', der christlich ist und weiß,
Muß nur vom Lernen sagen,

¹⁾ *Fischer* im Morgenblatt Nr. 3, S. 53.

Die Erzählung von Magister Bockshorns Zauberrute ist wohl lehrreicher für Lehrer als für Schüler:

»Geliebter Freund!¹⁾

Sie haben mich in Ihrem letztern Schreiben so höflich gebeten, Ihnen die hiesige Neuigkeiten fleißig mitzutheilen, daß es von mir eine grose Unhöflichkeit sein würde, Ihnen nicht zu willfahren. Und jetzo habe ich Ihnen eine so artige Nachricht mitzutheilen, die gewiß Ihre Bewunderung erregen wird.

In einer der hiesigen deutschen Schulen ist ein gewisser Lehrmeister mit Namen Magister Bokshornius. Diser ging vor etlichen Wochen spazieren und dachte dem Verdrufs und den Sorgen nach, welche ihm seine unerzogene Schüler machten. Ach, seufzte er, und rang die Hände, wie lange soll ich doch den Anblick von anderhalb hundert wilden unerzogenen Knaben ertragen! Wie lange soll ich bestialischen Gestank und erstickenden Schulstaub verschlucken! Wie lange soll ich mich noch durch die unverschämte Lästerung dummer und unverständiger Eltern beschimpfen und martern lassen! Wie lange soll ich noch darzu mit einer elenden Bettlersbesoldung, ohne Rang und Ansehen, mein armes, mein elendes, mein kummervolles Leben erbärmlich fortschleppen? Ach Himmel, erhöre doch meine Bitte, und laß mich lieber als einen algierischen Slaven oder im Spital bei einem Stück verschimmelten Brod und einem Trunk frisches Wasser mein Elend endigen.

Als er unter rührendem Klagen sich in einen Wald vertiefte, so hörte er eine englische Stimme singen:

Geduld, Geduld, Geduld,
vermehr[t] des Himmels Huld.
Drum merke meine Lehren
und suche zu vermehren
des weisen Himmels Huld
durch Weisheit und Geduld.

Der erstaunte Magister ging auf die Stimme zu und sahe von Ferne ein reizendes Frauenzimmer unten an einem verwilderten Felsen stehen. Ein schneeweißes Gewand wallte von ihren marmornen Schultern herab. Ihre Person war groß und einer Göttin ähnlich; sanftes Feuer blitzte aus ihren Augen und ihr schwarzes Haar lag in natürlichen Rollen um ihren Nacken her. Auf ihrer Stirne blühte eine frische Rose und Unschuld und fromme Geduld saß auf ihren Wangen. Endlich eröffnete sie ihre scharlachrothen Lippen und sprach: Komm herzu, gemarterter Sterblicher! Ich habe deine Klagen gehört und

¹⁾ *Nägele* a. a. O. S. 375.

ich würde dir helfen; wann es allein in meiner Gewalt stünde. Doch um Dir dein Schuljoch zu erleichtern, schenke ich Dir folgende [!] Zauberruthe, welche dir nützliche Dienste thun kann. Sobald du einen Knaben kennen möchtest, so schlage ihn mit dieser Ruthe auf den Kopf und alsbald wirst du entdecken, ob er fromm oder gottlos, störrisch oder gehorsam, fleißig oder faul sei. Ich selbst will Dir unsichtbarer Weise zur Seite stehen und dir unter der Last deiner Schularbeiten Kräfte zuwehen. Ja das will ich, das kann ich, denn ich bin die Göttin Geduld. So sagte sie und verschwand. Der Magister stund ganz erstaunt vom Boden auf, nahm seine Zauberruthe und eilte damit nach Hause. Seit dieser Zeit hatte er solche erstaunliche Proben mit dieser Ruthe gemacht, daß er die Bewunderung von ganz Straßburg, ja von ganz Frankreich auf sich gezogen.

Ich will Ihnen in meinem nächsten Briefe eine Probe von Hr. Magister Bokshornius melden.¹⁾ Indessen etc. etc.

[Straßburg.]

N. N.«

Aus der engen bürgerlichen und persönlichen Sphäre führte der umsichtige und weitschauende Lehrer den Blick seiner Schüler, und durch sie auch ihrer Eltern, hinaus auf das weite Feld der allgemeinen Völker- und Weltinteressen. Das war verdienstlich in einer Zeit, wo man von dem, was draußen in der Welt vorging, in der Schule sich ängstlich zurückzog, wo Zeitungen wie heutzutage die politischen Tagesneuigkeiten noch nicht in weiten Kreisen bekannt machen konnten. Schon Jahre vorher, ehe *Schubart* seine »Chronik« herausgab, diktierte er in demselben Geiste, in dem sie redigiert ward, seinen Schülern die Nachrichten von Weltereignissen in die Feder: die damaligen Bedrängnisse in Polen, die Feindseligkeiten der Türken gegen Österreich, den todverachtenden Freiheitsmut der Korsikaner und ihre Bedrohung durch die Franzosen. Sehr oft und sehr nachdrücklich rühmt er seinen Schülern in den Diktaten den korsikanischen Patrioten Paoli, »den großen Mann«, wie er ihn nennt, »der die Feinde der Freiheit mit dem Donner zu zerschmettern drohe.«²⁾ Auch über zeitgenössische Kunst- und

¹⁾ Brief Nr. 26 (*Nägele* a. a. O. S. 378 ff.) bringt diese Probe.

²⁾ Morgenblatt S. 88 ff.

Litteraturereignisse hat er gegen seine Schüler nicht geschwiegen, während in das klösterliche Gemäuer der »Gelehrtenschule« der frische Gesang aus dem deutschen Dichterwalde nicht hereintönen durfte.¹⁾ Schon damals war er, wie später in der Chronik, der unerschrockene Freiheitsmann, der Freund deutschen Bürgertums, deutscher Sitte, deutscher Kunst, der Gegner der Schminke in Fragen des Geschmacks wie der Gesinnung, geharnischt an Gedanken, bewaffnet mit Donnern und Keulenschlägen des treffenden Worts und Flammen des zündenden Feuers.²⁾

5.

Fast sechs Jahre hindurch wirkte *Schubart* in Geislingen. Schon öfter hatte er daran gedacht, sein Glück anderwärts zu suchen und sei es auch in den früher geschmähten »Schulmeistersgrenzen«. Sogar der Kaiserin von Rußland war er einmal gesonnen, seine Dienste anzubieten; nur seine schwankende Gesundheit hatte ihn davon abgehalten (*Straufs* a. a. O. S. 176). Aber alle Hoffnungen waren wieder zerronnen, und schliesslich ergab er sich mit phlegmatischer Ruhe in sein Schicksal. Auf eine Verbesserung seiner Lage in Geislingen hatte er, vielleicht auch aus Stolz, schon längst verzichtet; der alte *Röbelen*, von dem er schon vor bald sechs Jahren gehofft, er werde ihm Platz machen, schien nicht sterben zu

¹⁾ *A. Baumeister* im Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, I. Bd., 1. Abteil.: Allg. Einleitung, S. XX (München 1895).

²⁾ *Fischer* in d. Bes. Beilage zum Staats-Anz. f. Württ. 1882, S. 269. — »Daß *Schubart* in seiner ‚Chronik‘ mit unablässigem Eifer und mit seiner feurigsten Beredsamkeit die patriotischen Gesinnungen des deutschen Volkes zu erwecken bemüht war, ist unzweifelhaft sein hervorragendstes und unvergängliches Verdienst« (*Wohllwill* a. a. O. VI, 1877, S. 381). »In der That — sagt *Straufs* I, 303 — wenn *Schubart* auch nicht als ein *Praeceptor Germaniae* glänzt — unter den *Praeceptoribus Sueviae* hat er sich durch seine Chronik eine ehrenvolle Stelle erworben.«

wollen [am 6. Juni 1770 starb er]. Es ist rührend, wenn *Schubart* am Schluß des Briefes an seinen Schwager vom 4. Januar 1769, dem er zugleich Zeitungen übersendet, sagt: »Ich wollte dir sie gerne schenken; aber ich bin so dürftig.« (*Straufs* a. a. O. S. 190).¹⁾

Ein Neujahrswunsch, den *Schubart* privatim einigen Knaben diktiert und der den gewifs nicht ganz unberechtigten Unwillen des Ulmer Ministeriums hervorgerufen hatte, brachte ihn in amtliche Verwicklung und peinliche Verlegenheit. Da kam *Schubarts* Beförderung nach Ludwigsburg. Ein ihm über seine Amtsführung in Geislingen ausgestelltes Zeugnis vom 23. Juni 1769 bekundet, daß er seiner Schule »mit vielem Nutzen bishero vorgestanden, die Kirchenmusik nach Wunsch versehen«, auf der Orgel sowohl als auf der Violin und Vokalmusik eine vorzügliche Stärke besitze, die Kanzeln zum öftern mit großem Applausu betreten, auch annebends in der gelehrten Welt sich bekannt gemacht, und an seinem Lebenswandel, da er die seiner Jugend zugeschriebenen menschlichen Fehler auf geschehene Ermahnung gebessert, nichts Sonderliches auszusetzen sei etc. etc.«²⁾ Am 1. Sept. 1769 wurde *Schu-*

¹⁾ Nach dem Briefe vom 5. August (Nr. 62) hatte *Schubart* von Pfarrer *Abelen* das *Basedowsche* »Elementarbuch« entlehnt. — »Die Idee des Elementarbuches — so urteilt *Schubart* — ist vorzüglich; aber ich zweifle, ob *Basedow* in der Ausführung Stich halten wird« (*Straufs* a. a. O. S. 210). — Der Meldung des Zusammentreffens von *Lavater* und *Basedow* im Bade Ems fügte *Schubart* in der Deutschen Chronik v. 1774 (21. Juli) die Worte hinzu: »Möchte doch wissen, was sie mit einander sprächen! Lieber wolte ich da ein Mäusgen seyn, als wenn zween große Fürsten, mit dem ganzen stralenden Pompe ihrer Hoheit umgeben, bey einander Besuche abstaten.« — *Schubarts* Brief an *Böckh* vom 8. Dez. 1770 hat *Krumbach* im 3. Bändchen seiner »Deutschen Aufsätze« (S. 94) fast wörtlich nach *Straufs* I, 254 ff. zum Abdruck gebracht; am Schluß sind einige Worte geändert.

²⁾ Vgl. *A. Wohlwill*: *Schubartiana* im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteratur Bd. 87 (1891), S. 5. — *Schubarts* Nachfolger, *Leibheimer* († 1812) war, wie es scheint, bei der Geislinger Bürgerschaft sehr unbeliebt. *Ludwig Schubart* sagt

bart vom Herzog zum Organisten und Musikdirektor in Ludwigsburg ernannt¹⁾ mit der Auflage, jährlich 100 fl. von seiner Besoldung dem früheren Inhaber der Stelle, *Enslin*, zu überlassen.²⁾ Es blieben *Schubart* ungefähr 700 fl. mit Aussicht auf Nebenverdienst.

Schubarts Abschied von Geislingen war nach seinen eigenen Worten sehr traurig.³⁾ In den letzten 14 Tagen bestand er einen Kampf mit seinen Geislinger Verwandten, die ihn zurückzuhalten suchten. Die Abreise fand am 21. September 1769 statt und war streng genommen illegal; gleichwohl war sie offenkundig und erfolgte in

von ihm, er habe sich »nach Leib, Seele und Sitten mehr zu einem Ochsenhändler, als zu einem Erzieher der Jugend qualifiziert.« (Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler etc., I. Bd., Nürnberg 1802). Als es sich um Anstellung eines Provisors handelte (1778), hob man lieber durch Gerichtsbeschluss die Lateinschule auf. »Und da anbei auch von des Herrn *Praeceptoris* Rang geredet worden, so solle Ihme p. *Extractum* angefügt werden, daß, wann Er sich die Liebe und Freundschaft von der Burgerschaft wie seine *Antecessores* erwerbe, Er von derselben hierunter ein mehreres, als er verlangen könne, erhalten werde.« — Der Provisor wurde übrigens 1780 doch noch angestellt, dies war somit der dritte Lehrer in Geislingen. Heute wirken daselbst 15 Lehrer. Erst 1828 wurde eine eigene, von der Knabenschulstelle getrennte Lateinschule errichtet. Die Realschule entstand 1838; 1873 richtete man die vereinigte Real-lateinschule ein. *Klemm* in d. Württemberg. Vierteljahrsheften für Landeskunde, Jahrg. VII (1884), S. 254.

¹⁾ Die leicht mißzuverstehende Angabe in *R. Königs* »Deutscher Litteraturgeschichte«, 14. Aufl. 1883: »*Schubart* wurde dann Schullehrer und Organist, zuerst in Geißlingen, dann in Ludwigsburg« ist zu berichtigen (S. 344).

²⁾ Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß um die Vereinigung seiner Stelle mit der des Organisten, die *Schubart* jetzt erhielt, *Schillers* Lehrer, der Oberpräzeptor *Jahn*, gebeten hatte, und daß für die Berufung eines eigenen Organisten unter warmer Empfehlung *Schubarts* der Vater von *Justinus Kerner*, Oberamtmann *Kerner*, eingetreten war (*Hauff* a. a. O. S. 74). Vgl. *H. Kurz*, *Schillers* Heimatjahre.

³⁾ *Schubarts* Leben und Gesinnungen etc. I, S. 116.

einer für *Schubart* sehr ehrenvollen Weise. Seinem Schwager schreibt er: »Ich ging hierauf von Geislingen, und die Thränen, welche die Jugend um mich vergoß, welche scharenweis um den Postwagen stand, sind Zeugen für mich, ob ich mein Amt so gar liederlich versehen habe, wie dir mein Schwäher weis gemacht hat.« Ähnlich in der Lebensbeschreibung: »Unter tausend Thränen, durch den langen Reihen meiner Schüler hindurch, von vielen beschenkt und allen gesegnet, und mit schwerem Herzen fuhr' ich von Geislingen ab.«¹⁾ Wohlgemut und voll der besten Erwartungen war der junge *Schubart* im Herbst 1763 in Geislingen eingeritten; ernst und versunken in düstere Ahnungen verließ er es 6 Jahre später, umgeben von seiner Familie. Als er einst in den Schuldienst eintrat, da hatten es die Verhältnisse so gewollt, und es war ihm nicht schwer angekommen, dieses Berufsleben zu ergreifen; jetzt bei der Übersiedelung nach Ludwigsburg hatte er eine Stelle gewählt, die mit seinem Bildungsgange nicht ganz übereinstimmte, und er fühlte sich nun für alles Kommende verantwortlich. »Thörichter Tausch von mir! Was ist der Ruhm des ersten Tonkünstlers gegen den Segen, den ein guter Prediger, ein Volkslehrer zu stiften vermag.« Aber im Ulmischen, das er eben verließ, hätte ihm doch kein Glück geblüht; nach den Erfahrungen, die er mit dem Religionsamt gemacht hatte, mußte er auf einen längeren Aufenthalt in Geislingen verzichten. Weder seine Thätigkeit in der Schule noch sein dichterisches Schaffen war ihm von Nutzen gewesen.

Einen der lieblichsten Nachklänge zur Geislinger Schulmeisterzeit bilden die drei sicher auf dem Asperg entstandenen Gedichte: »Der Provisor« (1783), »Provisorlied« (1784) und »Schulmeistertröst« (1784), welches letzteres hier eine Stelle finden möge:

¹⁾ *Schubarts* Leben und Gesinnungen etc. I, 117.

Schulmeistertrost.¹⁾

1. Ich habe viele Sorgen,
Mein Leben wird vom Morgen
Bis in die späte Nacht
Mit Lehren zugebracht.

2. Viel Mägdlein und viel Knaben
Auf seiner Seele haben,
Ist wahrlich eine Pflicht
Von drückendem Gewicht.

3. Doch thu' ich es mit Freuden;
Denn Christi Schäflein weiden
Auf kleebesäter Trift
Macht selig nach der Schrift.

4. Die großen starken Geister
Beschämt oft ein Schulmeister,
Der in dem Hirtenamt
Von reinem Eifer flammt.

5. Der Kinder Herz regieren
Und sie zur Tugend führen
Durch treuen Unterricht,
Welch eine süße Pflicht!

6. Das Lesen, Rechnen, Schreiben
Mit künft'gen Bürgern treiben,
Und sie mit Bildners Hand
Bereiten für das Land;

7. Und wenn mit stillem Schmäh
Die Menschen auf uns sehen,
Und für verdienten Lohn
Oft geben Spott und Hohn;

8. Dies leiden ohne Kränken
Und still im Herzen denken:
Ich dulde gern die Schmach
Dem größten Lehrer nach —

9. Dies ist Schulmeisterswürde
Drum trag' ich meine Bürde
Und meinen Hirtenstab
Geduldig bis ins Grab.

10. Wenn ich die Orgel spiele
Voll göttlicher Gefühle,
Und die Gemeinde singt,
Daß mir's im Herzen klingt;

11. Wenn Gottes Huld mir lächelt
Und Himmelsluft mich fächelt,
Rinnt von der Stirne heiß
Herunter mir der Schweiß:

12. So fühl' ich süßen Frieden;
Und will ich auch ermüden,
So denk ich an den Lohn,
Uns beigelegt am Thron.²⁾

13. Sing' ich mit meinen Knaben:
»Lafst uns den Leib begraben!«
Vor eines Christen Grab,
So blick' ich stumm hinab;

14. Und seufz: Hier will ich
schlafen
Einst unter meinen Schafen,
Und ach, nach kurzer Ruh',
Erlöser, weckst uns du!

¹⁾ Historisch-kritische Ausgabe von *Chr. Fr. D. Schubarts* Gedichten von *Gustav Hauff* (Leipzig, o. J.) S. 457. — Vgl. auch *Chr. Fr. D. Schubarts* Gedichte, herausg. v. seinem Sohn *Ludwig Schubart* (2 Teile). Frankfurt a. M., J. C. Hermann, 1802. Bd. II, S. 335 ff. Diese Ausgabe hat wenig Wert.

²⁾ Ähnlich der Schluss im Provisorlied: »Im Himmel ist unsre Belohnung bereit.« Damit will *Schubart* nicht spotten, sondern trösten (*Hauff* S. 291). »Schulmeister und Provisoren weiß der gutmütig schalkhafte Dichter über die Bürde ihres Amtes durch Hinweisung auf dessen Würde zu trösten« (*Straußs* a. a. O. II, 454).

Schubarts späteres Leben können wir nur kurz berühren. *Schubart* war 3 1/2 Jahre in Ludwigsburg, der damaligen Residenz des ausschweifenden und verschwenderischen Herzogs Karl Eugen, dem »deutschen Lampsakus«. Langsam, aber unaufhaltsam, ging es mit ihm abwärts. »Wein und Weiber — sagt er — waren die Skylla und Charybdis, die mich wechselweise in ihren Strudeln wirbelten.«¹⁾ Seine Frau flüchtete zeitweise mit den Kindern nach Geislingen.²⁾ Am 21. Mai 1773 gab Herzog Karl dem leichtsinnigen Dichter den Abschied und ließ ihm das Land verbieten. *Schubart* »folgte diesem Befehl auf der Stelle«; seine Frau blieb noch einige Zeit in Ludwigsburg, in allen Gesellschaften als Bettlerin angesehen, und zog dann, sich auf Gott verlassend, der Heimat zu. Wohin das Schicksal ihren Gemahl verschlagen hatte, wußte sie zunächst nicht.³⁾ Fast 2 Jahre, 1773—1775, lebte *Schubarts* Familie im heimatlichen Geislingen; die Kinder besuchten dort die Schule. Nur selten kam in der ersten Zeit Kunde von dem in der Fremde irrenden Dichter, der sich in Heilbronn, Heidelberg,⁴⁾ Schwetzingen, Mannheim, München (Vorhaben katholisch zu werden, scheiterte zum Glück), Augsburg und Ulm aufhielt. In München hörte der Geheimrat v. *Lori*, der sich damals mit Reformen im Schulwesen beschäftigte, *Schubarts* pädagogische Ansichten gern.⁵⁾ Zuletzt konnte dieser seine Familie wieder unterstützen. In Augsburg und Ulm gab er die »Deutsche Chronik« heraus; in Augsburg hatte er viele würdige Männer zu Freunden, z. B. *Mertens*, den Rektor des Gymnasiums und Freund des Philologen

¹⁾ *Schubarts* Leben und Gesinnungen I, S. 153.

²⁾ Vgl. Barbara Streicherin in *D. Fr. Straufs'* Kleine Schriften. Neue Folge, S. 464 ff. *Schubarts* Leben u. Gesinnungen I, 160.

³⁾ Ebendas. I, 169.

⁴⁾ Zu seinem Besuche des Heidelberger Schlosses bemerkt er: »Wer von hier aus nicht einen Fluch nach Frankreich hineinschleudert, — denn Franzosen haben das Schloß verwüstet, — der kann ohnmöglich ein biederer Deutscher sein« (Ebendas. I, 193).

⁵⁾ Ebendas. I, 270; vgl. *Straufs* I, 295.

Reiske.¹⁾ In Ulm, mit seiner Familie wieder vereinigt, fühlte er sich zufrieden und ruhig.²⁾ Da wurde er am 23. Januar 1777, einem Erlaß des Herzogs Karl von Württemberg zufolge, aus dem Gebiet der freien Reichsstadt Ulm von dem Klosteroberamtman *Scholl* nach dem württembergischen Grenzstädtchen Blaubeuren gelockt, dort von einer Kommission in Haft genommen, in schleuniger Fahrt auf die Festung Hohenasperg gebracht und hier 10 Jahre widerrechtlich gefangen gehalten.³⁾ *Schubart* wurde nie zur Untersuchung gezogen, nie vor ein Gericht gestellt; über den Grund seiner Verhaftung etwas Bestimmtes zu sagen, ist also schwer. »Wegen seiner Chronik,« könnte man kurz sagen.⁴⁾ Erst im neunten Jahr der Gefangenschaft durfte ihn seine Gattin mit den Kindern besuchen. Endlich am 11. Mai 1787 wurde *Schubart* frei.

¹⁾ Ebendas. II, 20. — Vgl. *L. Simmet*, *Schubart in Augsburg 1774/75* (Augsburg).

²⁾ Ebendas. II, 71 und 79.

³⁾ Ebendas. II, 133 ff.

⁴⁾ Die Hohe Karlsschule in Stuttgart ist ein spezifisches Geschöpf jenes pädagogischen Jahrhunderts, eine selbständige und originelle Leistung des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete des Schulwesens. Friedrich der Große hatte für Herzog Karl Eugen von Württemberg 1744 einen kurzen »Fürstenspiegel« geschrieben. Aber freilich erst viele Jahr später, wie *Schubart* spottend gesagt hat:

Als Dionys von Syrakus

Aufhören muß

Tyrann zu sein,

Da ward er ein Schulmeisterlein,

erinnerte sich dieser kleine Despot, daß er nicht bloß ein Nachfahre der Versailler Könige, sondern auch ein Sohn des Jahrhunderts der Aufklärung sei. Seit 1767 wendete der Herzog dem Unterrichtswesen seine Aufmerksamkeit zu. Bekannt ist, daß jenes Epigramm den Zorn Karls in hohem Grade hervorrief und mit die Veranlassung wurde, an *Schubart* ein strenges Erziehungssystem zu erproben. *Theob. Ziegler*, *Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen* (München 1895), S. 243. — *Solger* a. a. O. S. 31. Vgl. *Schwäbischer Merkur* 1880, 1881, 1887, 1891. — *Wilh. Heyd*, *Bibliographie der Württembergischen Geschichte*. (Stuttgart, Kohlhammer, 1896.) II. Bd., S. 608—610.

Auf das düstere Gefängnisleben folgte ein kurzes, aber durch die Liebe seiner Angehörigen verschöntes Dasein. »Wie mir's war,« schreibt er an seinen Sohn, »als ich die Weite des Himmels wieder sah, das kann ich dir nicht sagen. So muß es dem Elias gewesen sein, als er, die Erde verlassend, mit Flammenrossen in Himmel fuhr.«¹⁾ *Schubart* wurde als Hof- und Theaterdichter in Stuttgart angestellt. Seine Aufgabe war nun, »im Lesen, Deklamieren, in der Mimik, Pathognomik und theatralischen Musik« Unterricht zu erteilen; nebenbei schrieb er wieder die »Chronik«. Im Herbst besuchte er Geislingen, Ulm und Aalen das letzte Mal. »Eine rührende Szene war's« — schreibt er in einem Briefe vom 18. Nov. 1787 — »als sich im Ochsen meine ehemaligen Schüler um mich her stellten und mir mit Thränen für den ehemals genossenen Unterricht dankten. Ich lege dir hier die Abschrift eines Briefes bei, den mir ein Bürger beim Abschied zuschickte.« (Es ist ohne Zweifel der unten abgedruckte Brief *Joseph Fischers*.)²⁾ Noch 4 Jahre wirkte *Schubart* nach dieser Reise in Stuttgart, besonders als Herausgeber der Chronik; seine Thätigkeit am Theater war minder erfolgreich. Seine Verhältnisse hatten sich in jeder Beziehung günstig gestaltet. Am 10. Oktober 1791 starb er. Auf dem Hoppelaufriedhofe wurde er beerdigt, doch ist das Grab nicht mehr zu finden.

6.

Blicken wir zurück auf *Schubart* und auf seine Lehr- und Erziehungsthätigkeit in Geislingen. Man könnte wohl das Bedenken haben, ob eine Persönlichkeit wie *Schubart*, der ohne charaktervolle Einheit in seiner Haltung als Mensch und Schriftsteller, in seinem ganzen Leben nicht durch Grundsätze, sondern durch Stimmungen, Laune und Leidenschaft vielfach geleitet wurde, überhaupt geeignet sein könnte, auf andere erzieherisch einzuwirken. Gewiß

¹⁾ *Straußs* II, 338. — ²⁾ Ebendas. S. 356.

ist, daß *Schubart* nicht den höchsten Anforderungen in sittlich-religiöser Hinsicht entspricht. Zu bedenken bleibt aber, daß trotz aller Schwäche und Haltlosigkeit ein gewisser idealer Zug in *Schubarts* Wesen sich nie verleugnet hat. Wenn von irgend einem, gilt von *Schubart* das Wort, daß »das erscheinende Leben des Menschen zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild schwanke.«¹⁾ Mochte er sich auch noch so oft dem letzteren nähern, so ist doch zu keiner Zeit das erstere seinem geistigen Auge völlig verschwunden. Ein solches Urbild seines Strebens und Handelns ist zu erkennen in einem in Geislingen verfaßten Stück der »Zaubereien«, dem Zaubershain, in dem Apoll auftritt und ein barbarisches Volk zuerst als Priester, dann als Gesetzgeber, als Arzt, als Sänger und endlich als Dichter zu heben und zu veredeln sucht. Sicherlich haben wir in dem Apoll dieser Erzählung das idealisierte Bild des Dichters vor uns.²⁾ Auf seine Mitmenschen aufklärend und veredelnd einzuwirken, ihre Wohlfahrt wenigstens durch die Macht des Wortes zu fördern, Thorheiten zu geißeln, Mißstände zu rügen, Begeisterung für die höchsten Güter zu erwecken und zu nähren: das waren die Ziele, welche *Schubart* sein ganzes Leben hindurch fast unausgesetzt im Auge behielt, und zu deren Verfolgung er sich stets aufs neue aufraffte, wenn auch vorübergehend minder lautere Triebe die Idealität seines Wollens beeinträchtigt hatten.

Teils durch eigene Schuld, teils durch fremden Unverstand, teils durch Ungunst der Verhältnisse war *Schubarts* Geislinger Existenz unerträglich und unhaltbar geworden.³⁾ Wenn wir uns erinnern, wie er das Thema der »algierischen Sklaverei« seines Präzeptorats und der

¹⁾ *Wohlwill* a. a. O. VI, 344.

²⁾ Vgl. *Nägele* a. a. O. S. 257 ff. — Vgl. *Schubarts* vermischte Schriften, herausg. v. *Ludwig Schubart*, Sohn. I. Teil. (Zürich, Gessner, 1812). S. 4 ff.

³⁾ *Straußs* a. a. O. S. 51 ff.

mit demselben verbundenen entehrenden Nebenbeschäftigungen in den Briefen an seine Freunde immer wieder vorgeführt hat, so denken wir vielleicht an ein Wort von *Lorenz v. Stein*: »Werfen wir einen Blick auf das europäische Leben sowohl der Vergangenheit als der Gegenwart, so sehen wir Tausende und Tausende geistig gebildeter, tüchtiger Männer an der schweren Arbeit, das geistige Leben der Völker zu bilden. Schwer ist diese Arbeit in mehr als einem Sinn; sie ist es wirtschaftlich, gesellschaftlich und geistig in gleichem Maße. Wenn auf irgend einem Gebiete der Lohn ernster Mühe nicht immer im gleichen Verhältnis steht zu dem, was diese wert ist, so wissen wir alle, daß das gerade im Bildungswesen der Fall ist. Gehört schon viel dazu an geistigem Gut so viel zu erwerben, um dasselbe mitteilen zu können, so gehört nur zu oft noch viel mehr dazu, in einem Dienste den Mut nicht zu verlieren, der das Beste was wir besitzen fordert, ohne den Eifer zu lohnen, und der, jeden Tag aufs neue beginnend, doch niemals aus dem was er giebt ein Eigenes machen kann. Es ist ein Dienst, dessen Wesen es ist nur für andere zu arbeiten. Je höher wir das Ziel setzen, das hier erstrebt werden soll, um so mehr müssen wir die Arbeit achten, durch die es gewonnen wird. Diese Hochachtung gerade der bildenden Arbeit aber steht noch immer nicht im richtigen Verhältnis zu ihrem Wert und ihrer Mühe. Das Leben des Lehrers ist noch immer selbst in unserem Jahrhundert ein Leben des Kampfes mit den Sorgen, ein Leben, das für alle, alle Erfolge vorbereitet, nur für sich selber nicht.«¹⁾

»Geschicklichkeit zu möglichst Vielem und Zufriedenheit mit möglichst Wenigem« — dieses Wort *Chr. H. Zellers*, mit dem er das Wesen eines tüchtigen Volksschullehrers bezeichnet, findet nur in der ersten und nicht in seiner zweiten Hälfte Anwendung auf unsern *Schubart*. Das glückliche Stilleben des »vergnügten Schulmeisterleins

¹⁾ *Lorenz v. Stein*, Das Bildungswesen. I. Teil (2. Aufl.). Stuttgart 1883, Vorwort VI.

Maria Wuz in Auenthal,« das *Jean Paul Friedr. Richter* 25 Jahre später schilderte, und in dem er zeigt, »wie das Glück nicht notwendig gebunden ist an äußeren Besitz, und wie der Mensch auch in den beschränktesten Verhältnissen den Frieden des Herzens sich bewahren könne,«¹⁾ konnte *Schubart* nicht genügen. Dieses vergnügte Schulmeisterlein ist im Grunde doch ein recht närrisches, kindisches Wesen, von beschränkter Bildung und arm an geistigen Interessen. Es sind in der Hauptsache nur sinnliche Freuden und Hoffnungen, die sein Glück ausmachen; von höheren, über die leiblichen Bedürfnisse hinausgehenden Bestrebungen, von einer erfolgreichen, beglückenden Amtsthätigkeit hören wir nichts. In seinem Vortrag »Schubart in Ulm« sagt *Fr. Pressel* nach der Beschreibung von *Schubarts* mühevolem Amt in Geislingen: »Was der Hellene in den Arbeiten seines Herakles, der Hebräer in dem leidenden Knecht Jehovas im Bilde schaute, war es nicht von jeher der Prüfstein für die Größten unsres Geschlechts, die Glut, in der ihr Genius gehärtet wurde, um als schlackenfreies Rüstzeug dem Dienste der Wahrheit und Schönheit zurückgegeben zu werden? Diese Probe hat *Schubart* leider nicht bestanden; denn ihm fehlte, was auch dem Genie erst die ewige Weihe giebt und die sittliche Würde, die innere Freiheit. *Schubart* und *Schiller*, Zeitgenossen, Heimatgenossen, Schicksalsgenossen, Geistesgenossen und doch — welch' ein Unterschied.« Mangel an Mafs und Selbstbeherrschung wirft ihm auch *Vischer* (*Kritische Gänge* III, 21) vor. Nicht mit einem schulmeisterlichen *Haec fabula docet* soll dieses Bild von des Dichters Lehrthätigkeit in Geislingen ausklingen, aber die Bemerkung sei mit *Prutz*²⁾ gestattet, »daß das Talent aller-

¹⁾ *K. Lange*, *Jean Paul Friedr. Richters* *Levana* nebst pädagogischen Stücken aus seinen übrigen Werken etc. (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1886.) S. XXXVII.

²⁾ *R. E. Prutz*, *Litterarhistorisches Taschenbuch*, 5. Jahrg. (1847), S. 437. Der Aufsatz (auch in *Prutz*, *Menschen und Bücher* [Leipzig 1862] erschienen) ist vielfach ungerecht gegen *Schubart*.

dings ein freies Geschenk der Götter, dagegen der Charakter, die Gesinnung, die sittliche Würde jedes Mannes eigenes, freies Besitztum ist: ein Besitztum, für dessen Verwendung und Beschaffenheit daher auch ein jeder verantwortlich bleibt, sich selbst sowohl und seinem eigenen Bewußtsein, als dem richtenden Urteil der Geschichte.«¹⁾ »Haben *Kant* und *Herbart* recht, daß der Wille das eigentliche Objekt aller ethischen Wertschätzung bildet, so geht daraus mit unabweisbarer Gewißheit hervor, daß die sittliche Bildung des Willens als oberster Erziehungszweck angesehen werden muß.«²⁾ Die fünf Ideen der Herbartischen Ethik — die Idee der inneren Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts und der Vergeltung —, verbunden in der Einheit des Bewußtseins, machen in ihrer Gesamtheit das Ideal der Persönlichkeit aus. Nicht eine dieser Ideen darf zum Leitstern erhoben werden, sondern vielmehr nur alle vereinigt können dem Leben seine Richtung anweisen; es darf nicht die Idee der inneren Freiheit, d. i. die Übereinstimmung des Willens mit der praktischen Einsicht, oder die Idee der Vollkommenheit, d. i. die der Willensstärke, wie z. B. bei *Schubart*, zu kurz kommen. Treten die ethischen Musterbilder in einem Menschen nicht bloß vereinzelt hervor, sondern durchdringen sie alle Geistes- und Gemütszustände, beherrschen sie die leitenden Grundsätze und die davon ausgehenden Bewegungen, dann ist das Ideal der Persönlichkeit in ihm verkörpert. An jeder Äußerung ist dann derselbe Mensch zu erkennen, in allen Lagen des Lebens erscheint er als derselbe charaktervolle Mensch. Wo eine solche beharrliche Übereinstimmung der Person mit der Gesamtheit der ethischen Ideen stattfindet, da sprechen wir von Charakterstärke der Sittlichkeit.

Wir wollen nicht einseitig und ungerecht in der Beurteilung von *Schubarts* Stellung zu seinem Lehrberuf

¹⁾ Vgl. auch die Ausführung von *Straufs* I, S. 3 ff.

²⁾ *Rein*, Pädagogik (2. Aufl.), S. 71. Vgl. *Ziller*, Ethik (2. Aufl.), S. 157.

und seiner Erfolge in demselben sein. Aus des Dichters Briefwechsel und seinen Schuldiktaten geht es zur Genüge hervor, daß er »nicht ohne Geschick und Erfolg und daher auch sicher nicht ganz ohne Freudigkeit und Befriedigung seines pädagogischen Amtes gewaltet hat.«¹⁾ *Palmer* kennt *Schubart* nicht genau genug und hat dessen Briefe nicht mit den Äußerungen in der Lebensbeschreibung verglichen, sonst würde er in seiner »Evangel. Pädagogik«²⁾ nicht so hart urteilen: »Es ist nichts Traurigeres als das Leben eines Lehrers, dessen Natur seinem Amte fremd ist... Ein bemerkenswertes Beispiel dieser Art (heißt es dann in der Fußnote weiter) ist der unglückliche Dichter *Schubart* gewesen, in dessen Leben wir das Edlere keineswegs verkennen, dem es aber, weil er sich durchs Amt nicht selbst erziehen und demütigen liefs, als ein total verfehlter Lebenszweck erschien, daß er eine Weile (6 Jahre!) mußte Lehrer in Geislingen sein. Er hatte, wie aus seinen Briefen (*Straufs* I, S. 127, 138, 173, 210) hervorgeht, für die eben auftretenden philanthropistischen Erziehungsideen ein lebhaftes Interesse, wie überhaupt für alles, was das geistige Leben seiner Zeit und des deutschen Volkes in Bewegung setzte.«³⁾ Es ist ein besonderes Verdienst des Dichters *J. G. Fischer*, auch auf die Lichtseiten der amtlichen Thätigkeit *Schubarts* mit Nachdruck hingewiesen zu haben.⁴⁾

Schubart hat selbst von sich gesagt, daß er »große Anlagen zum Volkslehrer«⁵⁾ habe. Für ihn »war das Leben des niederen Volks nach seinen verschiedenen Klassen und in seinen eigentümlichen Zuständen, Empfindungs- und Ausdrucksweisen ein Lebensgebiet, inner-

¹⁾ *Wohllwill* a. a. O. Archiv etc. B. XV. (1887), S. 25.

²⁾ *Evangel. Pädagogik* (2. Aufl.), S. 467. Vgl. *Hauff* a. a. O. S. 398.

³⁾ *Palmer* verweist auf den Brief *Schubarts* an *Böckh* vom 10. Juni 1767 (*Straufs* I, 148 ff., s. oben).

⁴⁾ *A. Holder* in »Volksschule« 1887, V. Heft, S. 208. — Vgl. auch *Solger* a. a. O. S. 18.

⁵⁾ *Straufs* a. a. O. II, 390 (Brief an seinen Sohn).

halb dessen er sich wie bei sich selbst zu Hause fand.¹⁾ War doch nach seines Sohnes Bericht in allen Lagen seines Lebens an ihm die Neigung bemerkbar, sich lieber zu Niedrigeren, als zu Gleichen und Höheren zu gesellen, um frei von Zwang und Verstellung reine Natur zu nehmen und zu geben; in Spinn- und Wachtstuben, auf Landstraßen und in Zunfttherbergen hatte er den Landmann und das Landmädchen, den Handwerksburschen und Soldaten studiert. Das kam ihm beim Unterricht zu statten. Was volkstümlich ist, das ist auch der Jugend gemäß. »Von stufenmäßigem, lückenlosem Fortschreiten, von strenger Methode war dabei nicht die Rede, und mit einem »Normallehrplan« hätte man einem *Schubart* nicht kommen dürfen. Damals hatte es mit solchen uniformierenden Regulativen noch gute Wege, denn »zu der Zeit war kein König in Israel, und jedermann that was ihm recht deuchte.«²⁾ In der Schule *Schubarts* ging es so übel nicht; selbst jung, wufste er mit der Jugend wohl umzugehen, durch sein geniales Wesen sie anzuregen, durch seine unerschöpflichen originellen Einfälle zu fesseln und durch eine Fülle von Wissensstoff die Köpfe zu befruchten. »Sicherlich kümmerte er sich -- und das stempelt ihn allerdings zum Gegenteil eines Normalpädagogen — um die schwachen und unfähigen Schüler wenig; hierzu fehlte es ihm an Geduld und Ausdauer. Dafür hatten die aufgeweckten und gescheiten Knaben desto mehr Anregung und Bereicherung von ihm zu erfahren, und daß die andern sich doch auch dabei unterhielten, dafür sorgte sein unversiegbarer Humor und sein oft sehr derber Witz.«³⁾ Nach allem, was wir von *Schubarts* unterrichtlicher und erziehlicher Thätigkeit in Geislingen wissen, hat er danach gestrebt, für die verschiedenen Gebiete des Wissens bei seinen Schülern vielseitiges Interesse zu erregen, die Aufmerksamkeit derselben zu wecken und zu

¹⁾ *Straußs* II, 452.

²⁾ *K. Böckheler* im »Daheim« 1887, Nr. 38 u. 39, S. 602.

³⁾ Ebendas. S. 602.

fesseln; er hat dadurch erziehlich auf die jugendlichen Gemüther zu wirken gesucht, daß er stets neben der Erkenntnis auch die Willenskraft anregte. Die Langeweile, die *Herbart* für die Todsünde der Pädagogik erklärt und die *Hildebrand* den wahren Teufel des Schullebens nennt — wird in der Geislinger Schule unter *Schubart* keinen Platz gefunden haben. Zuzugeben ist allerdings, daß unser Dichter zuweilen das uneigentliche Interesse, das dem Pikanten und Geistreichen nahe kommt, angewendet hat, nicht das »echte« pädagogische Interesse, das überhaupt keine chronische Langeweile aufkommen läßt, das langsam arbeitend eine Stufe nach der andern erklimmt und durch die Thätigkeit sich immer wieder neu erzeugt, allen hastigen Sprüngen geistreichen Witzes fernsteht, allmählich aber höher zu seinem Ziele durchdringt. Dieses Interesse vernünftig abzumessen und passend anzuwenden, ist der Hauptfaktor erfolgreicher pädagogischer Wirksamkeit.«¹⁾

Schubarts pädagogische Thätigkeit in Geislingen brachte schöne und nachhaltige Früchte und liefs in der Stadt ein Andenken zurück, das sich weit über das mitlebende Geschlecht fort erhielt und noch heute nicht erloschen ist. Der bereits genannte *J. G. Fischer* schließt seine »Mitteilungen über *Schubarts* Lehrerzeit«²⁾ mit folgenden Worten: »So war und dachte, so lebte und wirkte *Schubart*, so sprach *Schubart*, der Lehrer, seine Jugend an. — Ob er pädagogisch verfahren ist? Die verfeinerte und überfeinerte Erziehung von heute würde massenhaft an seiner Lehrmanier auszusetzen finden. Aber der Beifall, der nach Kraft, nach ungeschminkter Wahrheit sucht und urteilt, ist gewiß auf seiner Seite. Es versteht sich von selbst, daß wir gerade nur bei einer Natur wie Er eine solche Art zulässig und gerechtfertigt finden.«³⁾ Wo Ge-

¹⁾ Deutsche Blätter f. erz. Unterricht: Der langweilige Lehrer von *F. Horn*. 1898 (S. 86).

²⁾ Bes. Beilage des Staats-Anz. f. Württ. 1882, S. 264.

³⁾ *Schubart* hat sich stets von den »Durchschnittsmenschen« unterschieden.

danke und Einkleidung so Blitz und Schlag zugleich sind wie bei ihm, kann man kaum eine andere Rechenschaft der Absicht fordern als die Wahrheit des Dranges, der eben wirken wollte, wie er mußte, und der keine anderen als seine eigenen Wege kannte. Fragen wir aber nach der Wirkung, die er ausübte, so könnten wir schon, ohne daß wir über seine Erfolge auch sonst belehrt wären, aus der Natur seines Unterrichts schließen, daß er die Jugend mächtig anregen, begeistern und erschüttern mußte. Um statt einer Menge traditioneller Zeugnisse ein geschriebenes Dokument zu liefern, soll ein Brief folgen, der nach *Schubarts* Erlösung aus der Veste von dem mehrerwähnten *Jos. Fischer* an ihn geschrieben wurde bei Anlaß eines Besuchs, den der frei gewordene Dichter von Stuttgart aus in Geislingen machte. Der Brief lag mir im Original vor und lautet:¹⁾

»Geislingen am 22. Oktober 1787.

Unvergesslicher, theurer Lehrer!

Es ist mir schon viele Jahre her die Gelegenheit versagt gewesen, weder mit Ihnen persönlich zu sprechen, noch an Sie zu schreiben. Und da nun jetzt der für mich so glückliche Zeitpunkt da ist, solches zu thun, so erkühne ich mich, Sie mit gegenwärtigem Brief zu belästigen. Er enthält zwar weiter nichts, als theils einen nochmaligen Dank gegen Sie zu äußern, den ich Ihnen für Ihre mir erwiesene Liebe schuldig bin, theils auch meinen Abschied von Ihnen zu nehmen, weil ich keine Hoffnung habe, Sie lange hier in Geislingen genießen zu können. — Doch fällt mir der heutige Abschied lange nicht mehr so schwer, weil ich weiß, daß Sie jetzt glücklich sind, und nicht mehr wie vorher Ihre Tage eingeschlossen im Kerker verseufzen müssen. Ich habe während Ihren ohnelängst verflossenen Drangsalsjahren manche Thränen im Stillen um Sie verweint, und ich bejammerte mich selbst als einen Verworfenen, weil Thränen und Seufzer um Ihre Freiheit vom Himmel gegen mich unerhört zu bleiben schienen. Aber wie glücklich wurde mir nicht der gestrige Abend, da ich meinen mir ewig theuren Schullehrer wiederum umarmen und Ihnen die Hand drücken kann! (Dieser Tag ist einer der glücklichsten meines Lebens.) Sie, lieber Herr Professor! haben in mir den Grund zur Tugend und Gottesfurcht gelegt und mich auf

¹⁾ Bes. Beilage d. Staats-Anz. f. Württ. 1882, Nr. 17, S. 264.

den Weg zu meinem ewigen Glücke geführt; ich habe Ihre Befehle befolgt und weiche nicht davon ab und habe die frohe Hoffnung im Herzen auf die künftige Ewigkeit. — Nun, alle Liebe, alles Gute, das Sie an mir gethan haben, lohne Ihnen der Himmel! Mehr bin ich nicht vermögend, als Ihnen Gottes Lohn anzuwünschen, und ich weiß, daß ein gerechter Wunsch nicht leer zurückfällt. — Ich habe Sie zwar im Herzen schon so oft glücklich gewünscht, ich thue es auch heute — ja, ich werde Sie noch an meinem Grabe segnen, und auch da soll es nicht das Letztmal sein. Ich werde, wenn uns die Ewigkeit einmal wieder vereinigt, Ihnen noch vor Gott und seinem Sohne danken, und mein Bekenntniß ablegen, was Schubart an mir gethan. — Nun leben Sie sammt Ihrer lieben und theuren Familie gesund und glücklich! — Denken Sie zuweilen auch noch an einen geringen Freund Fischer! — Denken Sie aber nicht in dem Betracht an mich, daß ich Sie in meinem jugendlichen Leichtsinn so oft beleidigt. (Ich weiß, Sie verzeihen ja gerne.) Sondern denken Sie etwann so an mich, daß ich Sie wie mein Leben geliebt und bis an mein Lebensende lieben werde.

Ich bleibe indessen mit warmer Liebe

Ihr
ewig verpflichteter
Joseph Fischer.«

Ein Mann, der solche Saat gesäet hat und solche Früchte reifen sah, hat auch ein Recht auf unsere dauernde Erinnerung. Wir meinen, »wer als Lehrer nach Jahrzehnten einen solchen Brief von einem ehemaligen Schüler erhielt, der kann nicht umsonst auf dem Katheder gesessen haben, und von dem können wir nicht sagen, daß er ohne Segensspuren zurückzulassen im Schulamt gewirkt habe. Es ist freilich eine grausame Ironie des Schicksals, daß der Mann, der auf so originelle Weise in der Pädagogik sich versuchte, später selbst ein Gegenstand der Pädagogik werden sollte, an dem sich fürstliche Laune und Zucht zu versuchen beliebte.«¹⁾ Aber wenn wir bisher wohl gewohnt waren, ihm nur in letztgenannter Beziehung unser Interesse und Mitgefühl zuzuwenden, so soll doch auch — der »Präzeptor von Geislingen« von uns nicht ganz vergessen sein. Und so scheiden wir von *Schubart*, der unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, von

¹⁾ *Böckheler* a. a. O. S. 619.

einem Geist, »der viel geirrt, aber noch mehr gestrebt und gelitten, der den freien Menschen geliebt, der den freien Bürger gedacht und gewollt, als nur erst wenige zu so lautem Bekenntnis der Freiheit sich zu erheben wagten, der nicht *Lessings* scharf sondernden Geist, auch, bei all' der großen Verwandtschaft seiner Überschwenglichkeit mit ihm, nicht *Klopstocks* geläuterte Kunst und bewußtere Ziele besaß, nicht *Schillers* Hoheit und Ideenmacht, noch *Goethes* wunderbare Schöpfungsgabe;«¹⁾ der aber gleichwohl einer der kraftvollsten und bedeutendsten Vor- und Nebengänger der Größesten unseres Volkes gewesen ist.

¹⁾ *J. G. Fischer* a. a. O. S. 265.



Heft

33. Tews, J., Die Mutter im Arbeiter-
hause. Eine sozial-pädagogische
Skizze. 20 Pf.
34. Schmidt, M., Zur Abrechnung
zwischen Erziehung und Regierung.
40 Pf.
35. Richter, Albert, Direktor in Leip-
zig, Geschichtsunterr. im 17. Jahr-
hundert. 35 Pf.
36. Pérez, Bernard, Die Anfänge des
kindlichen Seelenlebens. 60 Pf.
37. Bergemann, Dr. P., Zur Schul-
bibelfrage. Eine historisch-kritische
Untersuchung. 50 Pf.
38. Schullerus, Dr. Adolf, Bemer-
kungen zur Schweizer Familienbibel.
Ein Beitrag z. Schulbibelfrage. 20 Pf.
39. Staude, P., Das Antworten der
Schüler im Lichte der Psychologie.
25 Pf.
40. Tews, Volksbibliotheken. 20 Pf.
41. Keferstein, Dr. Horst, E. Moritz
Arndt als Pädagog. 75 Pf.
42. Gehmlich, Dr. E., Erziehung und
Unterricht i. 18. Jahrhundert nach
Salzmans Roman Karl v. Karls-
berg. 50 Pf.
43. Fack, M., Die Behandlung stot-
ternder Schüler. 30 Pf.
44. Ufer, Chr., Wie unterscheiden sich
gesunde und krankhafte Geistes-
zustände beim Kinde? 35 Pf.
45. Beyer, O. W., Ein Jahrbuch des
franz. Volksschulwesens. 20 Pf.
46. Lehmhaus, Fritz, Die Vorschule.
40 Pf.
47. Wendt, Otto, Der neusprachliche
Unterr. im Lichte der neuen Lehr-
pläne und Lehraufgaben für die
höheren Schulen. 30 Pf.
48. Lange, Dr. K., Rückblicke auf die
Stuttgarter Lehrerversamml. 30 Pf.
49. Busse, H., Beiträge zur Pflege des
ästhetischen Gefühls. 40 Pf.
50. Keferstein, Dr. H., Gemeinsame
Lebensaufgaben, Interessen und
wissenschaftliche Grundlagen von
Kirche und Schule. 40 Pf.
51. Flügel, O., D. Religionsphilosophie
in der Schule Herbarts. 50 Pf.
52. Schultze, O., Zur Behandlung
deutscher Gedichte. 35 Pf.

Heft

53. Tews, J., Soziale Streiflichter. 30 Pf.
54. Göring, Dr. Hugo, Bühnentalente
unter den Kindern. 20 Pf.
55. Keferstein, Dr. H., Aufgaben
d. Schule i. Beziehung auf das sozial-
politische Leben. 2. Aufl. 50 Pf.
56. Steinmetz, Th., Die Herzogin
Dorothea Maria von Weimar und
ihre Beziehungen zu Ratke und zu
seiner Lehrart. Preis 50 Pf.
57. Janke, O., Die Gesundheitslehre
im Lesebuch. 60 Pf.
58. Sallwürk, Dr. E. von, Die for-
malen Aufgaben des deutschen
Unterrichts. 1 M.
59. Zange, F., Das Leben Jesu im
Unterr. d. höh. Schulen. 50 Pf.
60. Bär, A., Hilfsmittel für den
staats- u. gesellschaftskundlichen
Unterricht. I. Heeresverfassungen.
1 M 20 Pf.
61. Mittenzwey, L., Die Pflege der
Individualität i. d. Schule. 60 Pf.
62. Ufer, Chr., Über Sinnestypen u.
verwandte Erscheinungen. 40 Pf.
63. Wilk, Die Synthese im natur-
kundlichen Unterr. 60 Pf.
64. Schlegel, Die Ermittlung der
Unterrichtsergebnisse. 45 Pf.
65. Schleichert, Exper. u. Beobacht.
im botan. Unterricht. 20 Pf.
66. Sallwürk, Dr. E. v., D. Arbeits-
kunde im naturwissenschaftlichen
Unterricht. 80 Pf.
67. Flügel, O., Über das Selbst-
gefühl. Ein Vortrag. 30 Pf.
68. Beyer, Dr. O. W., Die erziehliche
Bedeutung d. Schulgartens. 30 Pf.
69. Hitschmann, Fr., Über die Prin-
zipien d. Blindenpädagogik. 20 Pf.
70. Linz, Friedrich, Zur Tradition u.
Reform des französischen Unter-
richts. 1 M 20 Pf.
71. Trüper, J., Zur Pädagogischen
Pathologie und Therapie. 60 Pf.
72. Kirst, A., Das Lebensbild Jesu
auf der Oberstufe. 40 Pf.
73. Tews, J., Kinderarbeit. 20 Pf.
74. Mann, Fr., Die soziale Grundlage
von Pestalozzis Pädagogik. 25 Pf.
75. Kipping, Wort und Wortinhalt.
30 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Heft

76. Andreae, Über die Faulheit. 60 Pf.
77. Fritzsche, Die Gestalt. d. Systemstufen im Geschichtsunterricht. 50 Pf.
78. Bliedner, Schiller. 80 Pf.
79. Keferstein, Rich. Rothe als Pädagog und Socialpolitiker. 1 M.
80. Thieme, Über Volksetymologie in der Volksschule. 25 Pf.
81. Hiemesch, Die Willensbildung. 60 Pf.
82. Flügel, Der Rationalismus in Herbarts Pädagogik. 50 Pf.
83. Sachse, Die Lüge und die sittlichen Ideen. 20 Pf.
84. Reukauf, Dr. A., Leseabende im Dienste der Erziehung. 60 Pf.
85. Beyer, O. W., Zur Geschichte des Zillerschen Seminars. 2 M.
86. Ufer, Chr., Durch welche Mittel steuert der Lehrer ausserhalb der Schulzeit den sittlichen Gefahren d. heranwachsenden Jugend? 40 Pf.
87. Tews, J., Das Volksschulwesen in d. gr. Städten Deutschlands. 30 Pf.
88. Janke, O., Die Schäden dergewerblichen und landwirtschaftlichen Kinderarbeit f. d. Jugenderziehung. 60 Pf.
89. Foltz, O., Die Phantasie in ihrem Verhältnis zu den höheren Geistes-thätigkeiten. 40 Pf.
90. Fick, Über den Schlaf. 70 Pf.
91. Keferstein, Dr. H., Zur Erinnerung an Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae. 70 Pf.
92. Staude, P., Über Belehrungen im Anschlusse an den deutschen Aufsatz. 40 Pf.
93. Keferstein, Dr. H., Zur Frage des Egoismus. 50 Pf.
94. Fritzsche, Präp. zur Geschichte des grossen Kurfürsten. 60 Pf.
95. Schlegel, Quellen der Berufsfreudigkeit. 20 Pf.
96. Schleichert, Die volkswirtschaftl. Elementarkenntnisse im Rahmen der jetzigen Lehrpläne der Volksschule. 70 Pf.
97. Schullerus, Zur Methodik des deutschen Grammatikunterrichts (U. d. Presse.)

Heft

98. Staude, Lehrbeispiele für den Deutschunterricht nach der Fibel von Heinemann und Schröder. 60 Pf.
99. Hollkamm, Die Streitfragen des Schreiblese-Unterrichts. 40 Pf.
100. Muthesius, K., Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. 1 M.
101. Bär, A., Hilfsmittel für den staats- u. gesellschaftskundlichen Unterricht. II. Kapital. 1 M.
102. Gille, Bildung und Bedeutung des sittlichen Urteils. 30 Pf.
103. Schulze, O., Beruf und Berufswahl. 30 Pf.
104. Wittmann, H., Das Sprechen in der Schule. 20 Pf.
105. Moses, J., Vom Seelenbinnenleben der Kinder. 20 Pf.
106. Lobsien, Das Censieren. 25 Pf.
107. Bauer, Wohlanständigkeitslehre. 20 Pf.
108. Fritzsche, R., Die Verwertung der Bürgerkunde. 50 Pf.
109. Sieler, Dr. A., Die Pädagogik als angewandte Ethik und Psychologie. 60 Pf.
110. Honke, Julius, Friedrich Eduard Beneke. 30 Pf.
111. Lobsien, M., Die mechanische Leseschwierigkeit der Schriftzeichen. 80 Pf.
112. Bliedner, Dr. A., Zur Erinnerung an Karl Volkmar Stoy. 25 Pf.
113. K. M., Gedanken beim Schulanfang. 20 Pf.
114. Schulze, Otto, A. H. Franckes Pädagogik. Ein Gedenkblatt zur 200jähr. Jubelfeier d. Franckeschen Stiftungen, 1698/1898. 80 Pf.
115. Niehus, P., Über einige Mängel in der Rechenfertigkeit etc. 40 Pf.
116. Kirst, A., Präparationen zu zwölf Hey'schen Fabeln. (U. d. Presse.)
117. Grosse, H., Chr. Fr. D. Schubart als Schulmann. 1 M 30 Pf.
118. Sellmann, A., Caspar Dornau. 80 Pf.
119. Grofskopf, A., Sagenbildung im Geschichtsunterricht. 30 Pf.

Grosse, Hugo

Chr. Fr. D. Schubart als Schulmann

Langensalza 1899

Paed.th. 6609 c-114/119

urn:nbn:de:bvb:12-bsb12038019-1